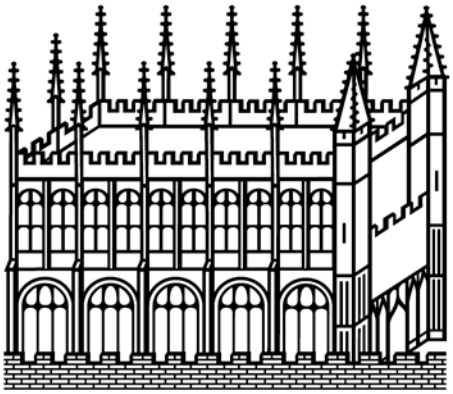


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

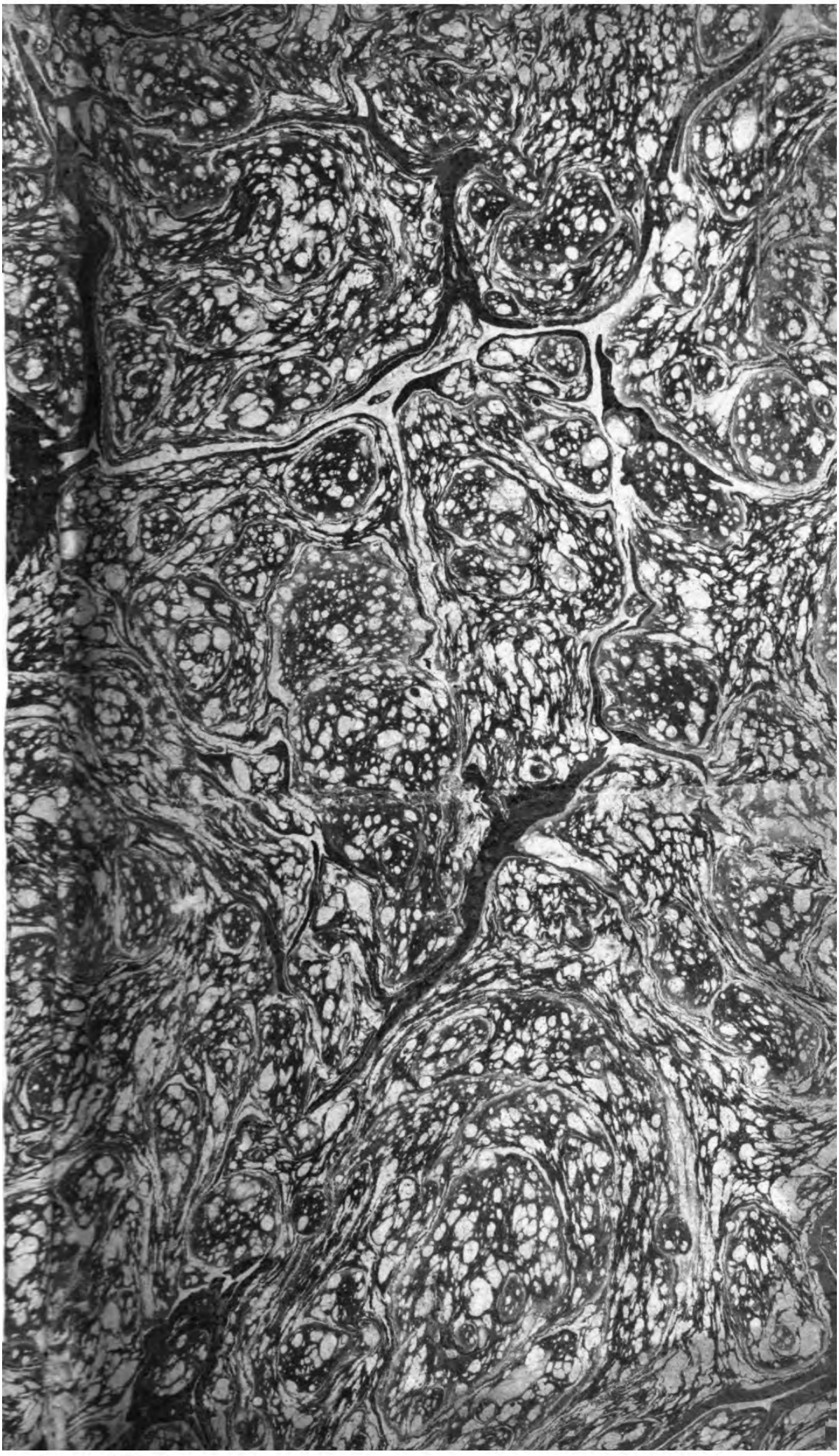
For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. III A. 106



1943 A

4679

400

a10

Clauren est une signature
pseudonyme. L'auteur
est Heun, conseiller
intime du roi de Prusse.

Scherz und Ernst

von

H. Clauren.

Erſter Theil.

Dresden, 1818.
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
3 1 JUL 1969
OF OXFORD
LIBRARY

Scherz und Ernst

von

H. Clauren.

Erstes Bändchen.

Die Klosterkirche.

Der Major konnte es nicht mehr aushalten. Vierzehn lange Tage und Nächte hatte er das Ungemach ertragen, aber nun war der Faden seiner Geduld gerissen. „Herr Prediger“ hob er an, schaffen Sie mir ein ander Quartier; Ihre Fliegen am Tage, und Ihre Mäuse in der Nacht — ich bin, hol' mich der Teufel, ein guter Mensch, aber es geht nicht länger, beides sind nun einmal abgesagte Feinde von mir. Ihre verdammten Mäuse werden alle Tage munterer, und die abscheulichen October-Fliegen, alle Tage matter.“

Der Prediger, ein lieber alter Mann, betheuerte mit der Nichte und der Haushälterin, daß, wie er ja selbst wisse, im ganzen Dorfe kein einziges Haus sei, was sich zu seiner Aufnahme eigne. Auf dem Amte wohne der Oberste, in der Mühle der Rittmeister und beim Schulzen und Schulmeister zwei Lieutenants.

„Ist denn im Kloster nichts von einem Stübchen?“

„Bewahre der Himmel; der untere Gelaß ist seit der Aufhebung des Klosters zur Amtsstube, zur Kasse und zum Gefängniß eingerichtet, und der obere Raum zu Kornböden.“

„Nun so schlage ich meine Residenz in Ihrer Kirche auf. Da giebt es weder Fliegen noch Mäuse; erstere finden dort nichts zu leben, und letztere bleiben auf Ihren Kornböden.“

„Von beiden Plagegeistern ist die Kirche ganz frei, doch —“

„Im Ernſt, alter Herr, laſſen Sie mich in der Kirche ſchlafen; ich darf doch mein Pfeifchen darin rauchen?“

„Sie ſtehen noch auf dem Feld-Etat, Herr Major, alſo leben Sie noch im Kriegszuſtande; und im Kriege haben ſich unſre armen Kirchen wohl noch andre Begegnungen gefallen laſſen müſſen; eine Pfeife Taback wäre alſo das wenigſte; aber —“

„Was für ein aber?“

„Sie lachen mich aus, Herr Major; Sie ſind ein wackerer Soldat. Alle Ihre Huſaren ſprechen mit Ehrfurcht von Ihrem Muthe, von Ihren Thaten. Sie werden ſagen, daß Sie ſich vor nichts fürchten, — aber in der Kirche — nehmen Sie mir es nicht übel, in der Kirche wird Sie's wohl nicht leiden.“

„Was wird mich nicht leiden?“ fragte lachend der Major, „das ſoll wohl ſo viel heißen, als ob es in der Kirche nicht recht richtig wäre?“

„Herr Major, ich bin ein alter Mann, und wir haben bereits vierzehn Tage zuſammen gelebt, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich mich nicht jedem Vorurtheile, jedem Wahne Preis gebe; aber mit der Kirche hat es — ſeine Bewandniß. — — — — Viele Menſchen, wenn ſie um Mitternachtzeit in die Nähe der Kirche kommen, haben ein leiſes Stöhnen gehört, und darinnen auf und ab gehen, und die Bücher auf dem Altar auf und zu klappen. Der vorige Glöckner hat mit ſeinen eignen Augen geſehen, wie ſich die kleine Kirchthüre hinten am Altar aufgethan hat, und eine weiße Geſtalt herausgetreten iſt, die ihm dreimal gewinkt hat. Drei Tage darauf war der Mann todt.“

„Lieber alter Herr, glauben Sie denn das alles wirklich?“

„Warum ſoll ich das nicht glauben; unſer ganzes Dorf weiß es ja. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Dinge erzählen,

aber Sie wollen ſchlechterdings ein Freigeiſt ſeyn, alſo“

„Kein Freigeiſt in Ihrem Sinne, ſondern ein freier Geiſt, der die Knechtſchaft des Aberglaubens jeglicher Art, mit Füßen tritt. Es war vorhin mein Scherz, in der Kirche ſchlafen zu wollen. Im Felde gewöhnt man ſich an alles, alſo auch an Ihre infamen Fliegen nnd Mäuſe, allein jetzt iſt es mein Ernſt. Heute Abend bette ich mich noch in Ihre Kirche. Es bedarf gar keiner Umſtände; meine Matratze, meinen Mantel, ein Kopfkiſſen, ein Licht, meine Pfeife, meinen Säbel und meine Piſtolen.“

„Sie können die Kirche mit ganzen Batterien umſetzen, das hilft Ihnen nichts.“

„Die Thüre aus der Kirche in das Kloſter iſt doch verſchloſſen?“

„Inwendig und auswendig.“

„Kann ich die große Kirchthüre, und die kleine hinten am Altare inwendig zuſchließen?“

„Ja, auch verriegeln.“

„Iſt der unterirrdiſche Gang, von dem Sie uns neulich ſagten, an irgend einer Stelle offen?“

„Uiberall dicht vermauert.“

„Nun, lieber Prediger, können Sie ganz unbeſorgt ſeyn; ich ſchlafe dieſe Nacht noch in Ihrer Kirche, und werde morgen früh ganz friſch und munter zu Ihnen kommen, und Ihnen zum Weiterbringen in das ganze Dorf, erzählen, daß ich nichts geſehen und gehört habe.“

In dem Augenblicke trat der Oberſte in das Zimmer.

Der Major erzählte ihm unter vielem Lachen das eben gehabte Geſpräch und ſeinen Entſchluß, kommende Nacht allen Geiſtern der Kloſterkirche den Fehde-Handſchuh hinwerfen zu wollen.

Der Oberſte, um ein Jahrzehent älter, als der Major, hatte ſeiner Erzählung, in tiefes Sinnen verloren, zugehört; er lachte

gar nicht, sondern sagte sehr ernst: „Ich mag eigentlich solche Herausfoderungen nicht recht leiden. So lange die Welt steht, hat man die Möglichkeit der Geistersichtbarkeit eingeräumt, so lebhaft sie auch von andern bestritten worden ist. „Heute" — setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, — „heute würde ich übrigens am wenigsten den Anfang mit dem Schlafen in der Kirche gemacht haben, lieber Major. Heute den 16. October am ersten Schlachttage bei Leipzig, an dem unser braver Wulfeneck fiel!" —

„Wulfeneck!" fuhr der Major plötzlich auf, und hielt sich die Hand zusammengekrampft vor die Augen. „Mein ehrlicher, mein lieber guter Wulfeneck! Das ist wahr, daran hab' ich nicht gedacht! Heute Abend ein Jahr, daß er an meiner Seite fiel! Sonderbar. Eben heute ein Jahr!"

Der Major war sehr bewegt. Er ging, die Hände auf den Rücken gelegt, still in sich gekehrt, im Zimmer auf und ab. Der

Pfarrer freute ſich im Stillen, daß der Freigeiſt mürbe gemacht worden war, und ging zur Stube hinaus.

Der Major war ſo tief ergriffen, daß er der lang verhaltenen Thränen nicht mehr Herr werden konnte; ſie rannen ihm ſtill über Wange und Bart.

„Verzeihung, lieber Major,“ begann der Oberſte ſanft, und reichte ihm theilnehmend die Hand. „Verzeihung, daß ich in Ihnen eine ſo wehe Erinnerung geweckt habe, ich weiß, — Wulfeneck war Ihr treuſter Freund.“

„O, ich danke Ihnen vielmehr dafür! ich könnte auf mich böſe ſeyn, daß ich von ſelbſt nicht den Todestag meines Wulfeneck feierte, daß Sie mich erſt daran erinnern mußten. — Mein guter Wulfeneck! — ach er hat auch nicht Wort gehalten!“

„Wie nicht Wort gehalten?“

„Wir lagen am 15., den Abend vor Eröffnung der ungeheuern Schlacht im Bi-

vouack. Der nächtliche Himmel war dunkel blutroth von den tauſend Wachtfeuern aus den Dörfern, die rings um die geängſtete Stadt hoch aufflackerten, und die kalte Nachtluft erzitterte von dem Jammergeſchrei der Unglücklichen, deren Gut und Habe, Feind und Freund, Raubgier und Hunger, Wuth und Flamme unbarmherzig zerſtörten. Wulfeneck lag an meiner Seite. Wir wußten, daß morgen die Schlacht beginnen ſollte; unſere Huſaren durften nicht abſatteln; ſie waren munter und guter Dinge, und ſangen das Lied, deſſen Strophen ſich immer endeten:

„Gott wird durch uns ihn ſchlagen,
Mit Roß und Mann und Wagen.“

Wir beide wollten ſchlafen, aber wir konnten nicht. Wir richteten uns auf, rückten dem Wacht-Feuer näher, und plauderten mit einander. Wulfeneck war von dem Muthe unſrer herrlichen Leute begeiſtert. „Ja“ rief er aus:

„Gott wird durch uns ihn ſchlagen,
Mit Roß und Mann und Wagen.“

Es wird ein heißer Tag werden, aber der Sieg iſt unſer; bei dieſem drängenden Ungeſtüm, ſich mit dem Feinde zu meſſen, die in der Bruſt eines jeden von uns, mit namenloſer Gewalt ſtürmt, muß der Sieg unſer werden. Bruder! Du ſollſt morgen Deine Freude über mich, an der Spitze meiner Jungen haben. Mein Leben will ich theuer verkaufen, das verſpreche ich Dir, na — und gebietet Gott über mich, ſo ſind wir darum — ſetzte er lächelnd hinzu, und gab mir die Hand, — noch nicht geſchiedene Leute. Ich erſcheine Dir nach meinem Tode, ſo wahr ich ein ehrliches Huſarenherz im Leibe habe, und ein Gleiches mußt auch Du mir verſprechen, wenn ich Dich überleben ſollte. Der Menſch kann was er will, als Geiſt muß er noch mehr können. — Mein Freund, mein Bruder, mein Guthenau, — bleibe ich, ſo ſiehſt Du mich binnen Jahresfriſt; hier meine

Hand darauf." — — Du ehrlicher Wulfeneck, das Jahr läuft in wenig Stunden zu Ende, und ich habe Dich noch nicht gesehen!"

„Und Sie wollen heute," fragte der Oberste, „gerade heute, deſſen ungeachtet in der Kirche ſchlafen, Major? Glauben Sie nicht, daß ich ein altes Weib bin, aber die Geſchichte, die Sie mir da von Wulfeneck erzählten, und Ihr eben gefaßter Entſchluß mit der Kloſterkirche — das trifft ſo ſonderbar, ſo ganz ſonderbar zuſammen, daß es bei meiner Treue ausſieht, als wollten Sie der Erſcheinung gerades Weges entgegen gehen. Sie kennen mich, ich glaube, daß ich, ſo lange ich Soldat bin, meinem Stande keine Schande gemacht habe."

„Nein, bei Gott nicht."

„Aber ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen; ich will, wenn es ſeyn muß, mein Regiment in das heißeſte Feuer führen, aber in der alten düſtern Kloſterkirche, an Ihrer

Stelle, heute allein zu ſchlafen, würde mir noch einmal ſo ſchwer fallen.“

„Ich will nicht in Abrede ſtellen, Herr Oberſter, daß Wulfenecks Andenken mich ſonderbar ergriffen hat. Indeſſen — was würde der alte Pfarrer frohlocken, wenn ich jetzt auf einmal umkehrte; er müßte meine frühern Einwürfe für leere Windbeuteleien und mich für den ausgemachteſten Poltrer halten.“

„Nun ſo kommen Sie wenigſtens vorher auf das Amt; ich habe Sie bereits bei dem Amtmann zum Abendbrod angeſagt, und Sie ſind ihm willkommen. Sie einzuladen war die eigentliche Veranlaſſung meines Beſuchs. Ich erwarte unſern Freund Steinberg mit jeder Minute; ſein Regiment geht zwei Meilen hier in der Gegend vorbei; er hat gehört, daß wir hier im Quartier liegen, und ließ durch einen ſeiner herübergeſchickten Uhlanen fragen, ob ich zu Hauſe wäre, und ob er auf eine Nacht zu mir kommen könne.

Zugleich hatte, der ſich immer gleich bleibende komiſche Menſch, den Uhlanen mit Zucker, Arak und Citronen dermaßen bepackt, daß der arme Kerl kaum über ſich wegſehen konnte, da wollen wir denn eins zuſammen punſchen, und dann können Sie, wenn es nun platterdings nicht zu ändern iſt, meinetwegen den flüchtigen Punſchrauſch in Ihrer alten Kirche ausſchlafen.“

Der Major aber dankte für Abendeſſen und Punſch und geſellſchaftliche Zerſtreuung, und verſicherte, daß er zu keinem von allen dieſen heute aufgelegt ſey; er wolle vielmehr den wenigen Reſt des Tages, dem Andenken ſeines verklärten Freundes im Stillen widmen.

Als eben die Schlafbedürfniſſe des Majors, ſeinem wiederholt erklärten Willen gemäß, ungeachtet der nochmaligen Proteſtationen des Pfarrers, zur Kirche geſchafft werden ſollten, kam der Adjutant, der den Major faſt alle Abende beſuchte. Dieſer ſtutzte

zwar anfänglich über die Wahl des in seiner Art eigenen Schlafkabinets mit Kanzel, Altar und Orgel, indessen fand er so viel Originelles in der Sache, daß er ihr am Ende seinen Beifall nicht versagte, und die Pfeife und die Pistolen des Majors selbst in die Kirche trug, und den besten Platz für den Strohsack und die darauf zu legende Matratze, dem Major mit aussuchen half.

Er erbot sich, dem Major Gesellschaft zu leisten, und meinte, es sei für sein Bette allenfalls wohl noch Raum genug, indessen dankte der Major, um gegen den Pfarrer morgen den vollen Beweis führen zu können.

Sie saßen beide eine geraume Weile vor dem Altare zusammen, rauchten ihr Pfeifchen, tranken ein Glas Bier dazu und plauderten von diesem und jenen; aber je länger sie sprachen, je leiser fingen sie an zu reden, denn es schallte in der weiten leeren Kirche so furchtbar, daß es immer klang, als sprächen sechs, sieben Personen mit ihnen zugleich.

Der Adjutant war wohl ein munteres Haus, aber hier ſchien er befangen. Er ſah ſich einigemale rechts und links um, und in die lange dunkle Kirche vor ſich hin, und meinte am Ende doch, daß er bei ſeinem Schulzen lieber ſchlafe, als hier in dem alten göthiſchen Gebäude. Der Major ſchwieg, und als es im Dorfe zehn ſchlug, der Adjutant ſein Pfeifchen ausklopfte, und ihm gute Nacht ſagte, ging er ſchweigend und ernſt mit ihm bis zur kleinen Kirchthüre, ließ den Adjutanten heraus, und riegelte hinter ihm zu.

Die große Kirchthüre hatte er vorher ſchon unterſucht, und ſie verſchloſſen gefunden.

Jetzt war er allein in dem hohen ſchauerlichen Tempel Gottes.

Die ewige Lampe brannte ein ſtilles Flämmchen ohne weitern Schein und Schimmer.

Auf dem Altar ſtanden zwei brennende Wachskerzen. Er nahm eine davon, und ſtellte ſie neben das Bette, das wie ein Pa-

radesarg vor dem Altare ſtand, und legte ſich halb entkleidet nieder. Seine Piſtolen lagen neben ihm auf einem Schemmel. Er ſchloß die Augen, um einſchlafen zu wollen; aber ſein aufgeregter Geiſt gebot dem Körper; er konnte keinen Schlaf finden.

Er horchte mit geſchloſſenen Augen, ob ſich etwas bewege.

Ein leiſes Gerille, als ob ſich ein Steinchen in der dunkeln Höhe des Spitzgewölbes losgebröckelt habe, und herabrolle, und immer größer und ſchwerer werde, je tiefer es komme, ward ihm vernehmbar.

Er ſchlug die Augen auf, richtete ſich in die Höhe, und ſtarrte die lange finſtere Kirche hinab — da war ihm, als ſchwebe etwas Weißes oben bei der Orgel umher.

Aber kaum, daß ſein Blick dorthin geflogen war, verſchwand auch ſchon das Nachtbild.

„Einbildung,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, legte ſich wieder nieder, ſchloß die Augen, und bedeckte ſie mit ſeiner Rechten.

Er zwang ſich, einzuſchlafen, aber eine unwillkührliche Hitze überhauchte ſein Innerſtes, und drängte ihm einen gelinden Schweiß durch alle Poren.

In der Kirche war alles wieder ſtill. Kein lebendes Weſen rührte ſich im großen ſchwarzen Raum.

Nach langer, langer Weile aber vernahm der Major ein fernes Klirren, als fiel eine eiſerne Kette.

Dießmal war keine Einbildung im Spiele; er hatte erſt ein heimliches Klimpern, dann das Klirren der eiſernen Glieder in einander, und endlich das Fallen der Kette, wie auf Steinpflaſter, gehört.

Er raffte ſich wieder in die Höhe. Er riß die Augen weit auf, ſein forſchender Blick ſtrich an der Kanzel vorbei, da hob etwas Weißes ſich auf dem Platze empor, wo ſonſt der Prediger ſteht und verſchwand.

„Wulfeneck“ ſagte heimlich der Major zu ſich ſelbſt, „ſollteſt Du kommen, um Dein

Wort zu lösen? Aber es ist ja nicht möglich! Es ist ja nicht möglich!“

Und doch drängte sich des vorangegangenen Freundes Gestalt jetzt vor des Majors Seele, als stände er lebendig vor ihm. Von sanfter Wehmuth überflossen, legte sich der Major wieder nieder, und je fester er die Augen zumachte, je deutlicher sah er in seinem geheimen Innern, den Freund seines Herzens, den einzigen Menschen in der Welt, der sein ganzes unbegränztes Vertrauen gehabt hatte. „Ja, Du hast Dein Wort gelöst“ sagte er ohne Worte zu ihm, in der Sprache unbehorchter Gedanken, „ich habe Dich gesehen, ich habe Dich wiedergesehen; gehab' Dich wohl in Deinem unbekannten Jenseit, bis ich Dir einst folge, und mit Dir an Deiner treuen engelreinen Brust, die Freuden des Himmels zusammen genieße.“ Ein Etwas regte sich in diesem Augenblicke in der Kirche.

Es war, als sei es im Rücken des Majors.

Er wandte ſich ſchnell um.

Es war nichts.

Alles, alles war ſtill, wie im Grabe der ewigen Nacht.

Auf dem Thurm der Kirche im Dorfe ſchlug es eilfe.

Der Major blieb nach der Seite gekehrt liegen, nach der er ſich eben gewandt hatte, um zu ſehen, ob er dieſes Etwas, was er ſich regen gehört hatte, näher entdecke. Der Schemmel mit der Wachskerze und den Piſtolen ſtand auf dieſer Seite vor dem Bette.

Sein Blick wandelte an der ihm gegenüber befindlichen Wand hin, bis zum drei Fuß hohen Gitter des Chores, das die heilige Stätte des Hochaltars, von dem übrigen Kirchenraum trennte.

Dieſe ganze Wand, war geziert mit Gedächtnißtafeln der Seeligen, die unter ihnen, in der Todtengruft längſt vermodert waren; mit den Bildniſſen der verſtorbenen Aebte des vormaligen Kloſters, mit Kränzen von Ros-

marin und Rauſchgold, die zum Andenken der in Gott ruhenden Mönche, von ihren Angehörigen hier aufgehängt waren, und mit Schnitz- und Schnörkelwerk allerlei Art von nußbraunem Holze.

Die Kerze auf dem Altar und die vor ſeinem Bette, warfen ein ſchwaches Dämmerlicht auf alles das hin, und es geſtalteten ſich ihm daraus die ſeltſamſten Schatten und Formen. Dicht aber am Gitter, noch innerhalb des Chores, befand ſich die Thüre zur Sacriſtei von ſchwarzem, ſchweren Eiſenblech

Es war ihm, als öffne ſich dieſe Thüre.

Er ſtierte unverwandten Blicks auf die Thüre — ſie öffnete ſich langſam, immer weiter und weiter.

Das Blut ſtockte ihm in den Pulſen, ſo griff ihm das Entſetzen in das bebende Herz. Er wollte aufſpringen und hineilen, und ſehen, ob dieſe Thüre, die er vorhin genau unterſucht und verſchloſſen gefunden hatte, ſich

wirklich bewege. Er rieb ſich die Augen, um heller zu ſehen. Nein, er hatte ſich getäuſcht. Die Thüre bewegte ſich nicht wieder.

Aber der Abt, der über dieſer kleinen ſchwarzen Thüre hing, ſah auf ihn herab, als ob er lebe. Des alten eisgrauen Mannes glühendes Auge traf unverwandt gerade auf ihn. Je länger der Major das wunderſame Bild anſah, je ſprechender ward das finſtere melancholiſche Geſicht; dieſe tiefen Furchen, dieſe gelbe Haut, dieſe blaſſen Lippen, dieſes geiſtvolle Auge — der Major konnte nicht länger hinſehen, es war, als ob der Abt mit ihm eben zu reden anfangen werde; es kam ihm vor als verflächten ſich die Furchen, als erglänze die Haut, als öffneten ſich die Lippen, als bekomme das Auge Licht und Leben. Der Major wandte ſich auf die entgegengeſetzte Seite, und kehrte dem Abt, und der verdächtigen Thüre und den Gedächtnißtafeln, den Bildern und Kränzen den Rücken zu.

Er ſammelte ſich wieder und gewann ſo viel Ruhe über ſich, daß er im Stillen über ſeine Anwandlung von Furcht lächeln konnte. „Du haſt den Mäuſen und Fliegen aus dem Wege gehen wollen;“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „den Zweck haſt du erreicht; und nun ſchläfſt du doch nicht! Blos aus alberner Furcht, die dir noch von der Kinderſtube aus anklebt. Ein Huſaren-Major der ſich anderthalb Jahre lang, faſt tagtäglich wie ein braver Kerl mit dem Feinde herumgeſchlagen hat! Tolle, thörigte Einfalt! Das Weiße auf der Orgel und Kanzel, war Spiel meiner aufgeregten Phantaſie, das Aufgehen der Sakriſteithüre blos ſcheinbar; wenn man am hellen Tage recht ſtarr auf eine Thüre ſieht, kann man ſich am Ende einbilden, ſie gehe langſam von ſelbſt auf; das Gerille des rollenden und im Fallen immer ſchwerer werdenden Steins, und das Geklirre der Kette — ja — gehört hab' ich beides, darauf will ich ſchwören, aber ob es in der Kir-

che war, kann ich nicht behaupten. Ich liege nun anderthalb Stunden hier, und mir ist kein Haar gekrümmt; hausten wirklich Geister hier, die mir etwas anhaben wollten, auf was hätten sie bis jetzt warten sollen! Nichts soll mich mehr stören; ich will kein Auge mehr aufmachen, ich will schlafen; ich will, und ich werde schlafen.“

Mit diesem festen Vorsatze streckte sich der Major, jetzt wieder völlig zu sich selbst gekommen, lang aus, und fiel allmählig in den seeligen Zustand der Ruhe, in welchem der Mensch zwischen Wachen und Schlafen schwebt. Der Schlummergott überstreute den Müden endlich mit seinem betäubenden Mohne. Die Seele spannte die Sinne aus ihrem täglichen Joche, und gaukelte ihrem Herrn nun im Traume als Schwarzkünstlerin tausend bunt verworrene Bilder vor sein inneres Auge.

Da rief es auf einmal leise, aber vernehmlich „mein Freund!“

Der Schall dieſer Worte traf das Ohr des Majors! aber er hörte ſie nur träumend, beſchäftigt mit den Luftgebilden, die ihm ſeine Seele geſchaffen.

Da rief es wieder „mein Freund!“ und dem Major war es, als ſpräche ein Engel vom Himmel herab, ſo mild klangen die Töne und ſo ſanft, ſo melodiſch.

Noch war er im Schlafe; aber die weichen Schleier, mit denen ihn Müdigkeit und Schlummer umflort hatten, fielen allmählig von ſeinem Auge, und je näher er dem Erwachen kam, je deutlicher ward es ihm, als ſei dieß die Stimme ſeines verklärten Wulfeneck geweſen.

Er ſchlug jetzt die Augen auf. In der Kirche war es heller, als vorhin; und in demſelben Augenblicke hörte er wieder, jetzt vollkommen wachend, die leiſen Worte „mein Freund!“

Der Major wendete ſich raſch um.

Da ſtand Wulfeneck, zehn Schritte vor

ſeinem Bette. Angethan mit einem weißen Sterbehemde, die tödtliche Schußwunde in der entblößten Bruſt, leichenbleich, und eine lange hochbrennende Kerze in der Hand.

„Wulfeneck" ſchrie der Major, vom Entſetzen erſtarrt, laut auf, daß das Wort weit in die dunkle hochgewölbte Kirche hinein ſchallte, und der Widerhall zweimal Wulfeneck wiederholte.

„Entſetze Dich nicht," ſprach die Geſtalt, „ich bin es."

Stier war das glänzende Auge; aber Wulfeneck war es. Nur zarter, jugendlicher die Züge des Todtengeſichts, in dem ſeit Jahr und Tag kein Leben mehr war. „Ich bin gekommen," fuhr die Geſtalt fort: „mein Wort zu löſen! Meine Zeit iſt kurz. Höre meine letzte Bitte: ſetze auf dem Felde der deutſchen Ehre, ein eiſernes Kreuz mir; ich focht für daſſelbe im Leben, gieb mir's im Tode."

„Wulfeneck" wiederholte der Major

von ſeinem erſten Schrecken etwas zu ſich gekommen, und wollte aufſtehen und auf ihn zueilen.

„Bleib“ entgegnete die Geſtalt. „Wo Du einen Schritt mir nur naheſt, zerfließe ich in Nichts, und Du biſt ein Kind des Todes.“

„Ah!“ rief der Major, jetzt völlig Meiſter ſeiner Furcht, aber aufgereitzt bis zum Zerſpringen aller ſeiner ſcharf geſpannten Nerven: „das iſt Betrug! das iſt ein hölliſches Blendwerk. Du biſt nicht Wulfeneck.“ Er griff raſch zu den Piſtolen, ſchlug an und ſchoß.

Der Knall ſchlug an die Decken der hohen Kirche, daß es widerhallte, als wäre ein Vier und Zwanzigpfünder losgebrannt, die Geſtalt aber ſtand ſchußrecht und unbeweglich, blos die Rechte hatte ſie verwendet vor das Geſicht gehalten, und als der Pulverdampf verflogen war, lächelte ſie mitleidig: „Erbärmlicher, ich bin nicht von die-

ſer Welt," und warf die aufgefangene Piſtolen-Kugel, mit leichtem Schwunge, dem Major ins Geſicht.

Da brach der Muth des Majors, ſeine Sinne ſchwanden, und ſeine Seele floh aus ihrer Hülle.

Erſt als der Morgen dämmerte, kam der Major wieder zu ſich.

Im erſten Augenblicke hielt er die Begebenheiten der vergangenen Nacht, deren er ſich bis auf die kleinſten ganz genau erinnerte, blos für einen ſchweren, böſen Traum.

Als er ſich aber von ſeiner Erſchöpfung, die ihm die mehrſtündige Ohnmacht zugezogen hatte, allmählig immer mehr und mehr erholte, und ſein Geiſt freier ward, konnte er an den Traum nicht mehr glauben. Die Piſtolen-Kugel, die er im Bette fand, hob ihn vollends über allen Zweifel. Es war dieſelbe Kugel, mit der er geſtern das Piſtol geladen hatte; er hatte ſie erſt geſtern ſelbſt gegoſſen, er erkannte ſie an dem Zeichen ſeiner Kugelform.

Er hatte alſo ſeinen Freund wirklich geſehen, und er hatte auf ihn, den Verklärten, geſchoſſen!

Unbegreiflich war es ihm, wie er dieß hatte thun können. Er entſann ſich nicht

deutlich mehr, wie ihm geweſen; nur ſo viel erinnerte er ſich, daß ihn der Gedanke, als wolle ihm ein Menſch, oder der Teufel ſelbſt, ein Gaukelſpiel vormachen, überraſcht und in Harniſch gebracht habe.

Seine beiden Kerzen brannten noch, und das blaſſe Licht des weichen Herbſtmorgens fiel durch die hohen Kirchenfenſter.

Von der Erſcheinung ſelbſt war keine Spur mehr vorhanden, und in der Dämmerung der Kirche herrſchte eine feierliche Stille. Sie that ihm wohl, dem erſchütterten Manne, der in dieſer entſetzlichen Nacht alle ſeine Faſſung verloren hatte.

Der Gedanke, auf ſeinen Freund geſchoſſen zu haben, quälte ihn mit tauſendfacher Marter. Das Heilige des Orts, die hohe Ruhe in dem großen gothiſchen Tempel, und die Morgenröthe, die immer heller und heller die Bogenfenſter beleuchtete, ſtimmte den Gefolterten zur Wehmuth und Reue.

Nur im Erguß der bitterſten Thrä-

nen, fand er Linderung ſeines trüben Schmerzes.

Er ſtand jetzt auf, kleidete ſich völlig an, löſchte die Lichter aus, ging zur Kirche hinaus und ſchloß hinter ſich zu.

Es fieberte ihn. Sein Inneres glühte, die kühlen Lüfte des Herbſtmorgens fielen wie eiſiger Reif auf ihn.

Er eilte in die Pfarrwohnung, ging, ohne ſich ſehen zu laſſen, auf ſein Zimmer und ſchrieb an den Oberſten.

Er erzählte ihm klar und wahr die Geſchichte dieſer Nacht, (wie ich ſie, aus dieſem Aufſatze entlehnt, meinen Leſern mitgetheilt habe,) legte im Vorgefühl ſeines, vielleicht nahen Todes, ſein Teſtament bei, das er dieſen Morgen aufgeſetzt hatte, und bat ſchlüßlich den Oberſten, von dieſem höchſtſonderbaren Ereigniß gegen jedermann zu ſchweigen.

Nach Verlauf einer Stunde brachte ihm der Reitknecht des Oberſten einen verſiegelten

Brief, er war vom Gaſte des Letztern, vom Oberſtwachtmeiſter von Steinberg unterzeichnet.

„Erſt lies, mein Freund,“ ſchrieb ihm Steinberg, „die Anlage A. und dann fahre in meinem Billet weiter fort.“

Der Major ſchlug die Anlage A. auseinander; es war ein Protokoll und lautete folgendermaßen:

„Aktum Marſchquartier Wormsdorf den 12. Auguſt 1792. Dato geſtellten ſich die Herren, Hanns Detlev von Steinberg, und Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau, beide Cornets im hochlöblichen ****ſchen Huſaren-Regimente, und ließen ſich alſo aus:“

„Wir haben auf Veranlaſſung eines heute zufällig aufgekommenen Geſprächs über Geiſtererſcheinungen und Geſpenſter, folgende Wette verabredet, die wir, um ſie vor allerlei Mißverſtändniſſen zu bewahren,

und ihr volle Rechtsgültigkeit zu verſchaffen, hiermit ſchriftlich verlautbaren laſſen wollen.“

„Ich nämlich, Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau, erkläre hierdurch und Kraft dieſes einen Wettſchilling von einem hundert Stück Friedrichsd'or erlegen zu wollen, wenn mir der Cornet, Herr Hanns Detlev von Steinberg, früh oder ſpät, mittelbar oder unmittelbar, das Geſtändniß ſchriftlich oder mündlich, oder durch die That abgewinnt, daß ich eine Erſcheinung oder ein Geſpenſt geſehen habe, ohne derſelben oder deſſelben Unächtheit auf dem Flecke zu entdecken.“

„Es bleibt ihm, dem Herrn von Steinberg dabei unbenommen, ſich aller nur möglichen Mittel zu bedienen, um mir eine Täuſchung der Art glaubhaft zu machen, jedoch ohne Gefährdung meines Lebens und meiner Ehre.“

„Dagegen verſpreche ich, Hanns Detlev von Steinberg, dem Herrn Cornet, Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau einen Wettſchilling von zweihundert Stück Friedrichsd'or, wenn ſelbiger die Unächtheit eines ihm vortretenden Geſpenſtes oder einer ihm zu Geſicht-kommenden Erſcheinung, auf dem Flecke entdeckt, und ſollen ihm dazu alle Mittel und Wege frei und unbehindert bleiben, keines ausgenommen. Allen Perſonen aber, ſo einer oder der andere der Wettenden zur Gewinnung der Wette nöthig haben, oder ſich ihrer bedienen wird, verſprechen beide Herren Contrahenten, ſolches auf keinerlei Weiſe entgelten zu laſſen.“

„Zu mehrerer Bekräftigung alles deſſen, ſo hier niedergeſchrieben worden, haben beide Herren Comparenten ſolches unter ausdrücklicher gegenſeitiger Verzichtleiſtung auf alle Einwände, Ausflüchte oder Excep-

tionen, ſo einer oder der andere aus dem Rechte der Minderjährigkeit, machen möchte, eigenhändig unterzeichnet, und iſt jedem derſelben ein gleichlautendes Exemplar ausgefertiget, ein drittes aber in der Regiſtratur des hochlöblichen Regiments aſſervirt worden.“

„Hanns Detlev von Steinberg.
Herrmann Heinrich Freiherr von Guthenau.

a. u. s.

Waidmann,
Auditeur im Hochlöblichen ***ſchen Huſaren Regiment.“

Der Major las nun ſehr betroffen und die Löſung des Räthſels dunkel ahnend, im Billet des Oberſt-Wachtmeiſters weiter.

„Ich ſchrieb neulich an meine Frau, und ließ mir von Hauſe einige alte Fami-

lienpapiere kommen, deren ich zur Arrangirung einer Privatangelegenheit bedurfte, — in einem dieſer Papiere lag dieß längſt vergeſſene Protokoll; ich lächelte, als ich es aus einander ſchlug, und wollte, wenn wir uns einmal träfen, und Du Dein Exemplar noch hätteſt, mit Dir verabreden die Cornetspoſſe zu vernichten. Ich weiß nicht mehr, wie wir damals auf die Albernheit gekommen ſind; ich entſinne mich nur ſo halb und halb, daß ich damals einen gewaltigen Reſpekt vor dergleichen Viſionen hatte, und Du gar keinen; daß ich mich ärgerte, und daß ich Dich zur Wette veranlaßte, um Dir, mein alter lieber Guthenau, einen rechten Poſſen zu ſpielen; aber Du warſt mir zu pfiffig und zu kourageux, ich lernte Deinen Muth ſpäterhin im Geſecht kennen, wo Du immer der Erſte warſt, wenn es galt; da fing mir für meine 200 Friedrichsd'orchen an zu bangen, ich fühlte

die Unmöglichkeit der Aufgabe, Dich auf die Probe zu ſtellen; nach und nach kam die Geſchichte mir ganz aus dem Sinne; wir kamen aus einander und der Scherz wurde am Ende ganz und gar vergeſſen.“

„Geſtern Abend traf ich hier ein, um mit Deinem Oberſten und Euch allen, einen fröhlichen Abend zu genießen. Der jüngere Bruder Deines Freundes Wulfeneck, der dieſen Feldzug als Freiwilliger in unſerm Regimente mitgemacht hat, begleitete mich.“

„Der Oberſte erzählte uns, daß, und warum Du uns dieſen Abend nicht Geſellſchaft leiſten wollteſt. Zugleich ſetzte er hinzu, daß Du eigentlich dem Pfarrer, Deinem Wirthe zum Trotz, darauf beſtändeſt, in der Kloſterkirche zu ſchlafen. Immer noch die alte Marotte im Kopfe, ſagte ich unwillkührlich vor mich hin. Man verlangte darüber nähern Aufſchluß, und ich

erzählte unſre ſonderbare Wette aus der Geſchichte unſrer Jugend.“

„Herrlich, Herrlich! rief Euer Adjutant, wir haben einen ſehr Verſtümmelten im Regimente, den Huſaren Schramm. Er kann nie wieder dienen, und er iſt arm; ihm bedinge ich die hundert Stück Friedrichsd'or aus, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn mein Major ſie verliert; gewinnt er die Wette aber, ſo werde ich ihn vermögen, daß er zufrieden iſt, wenn die 200 Friedrichsd'or von Ihnen an einen Invaliden Ihres Regiments gezahlt werden.“

„Da es das Wohl eines Dritten galt, eines wackern Kriegers unſerer Armee, erlaubte ich mir nicht, ſeinen Rechten etwas zu vergeben. Ich willigte alſo ein, und Dein Oberſter ſah der Ausführung unſers Plans entgegen.“

„Was das Rollen des losgebröckelten

Steins betrifft, ſo hat Dein lauſchendes Ohr ſich damit wahrſcheinlich eben ſo getäuſcht, als mit der weißen Erſcheinung auf Orgel und Kanzel, Dein Auge.“

„Das Klirren der eiſernen Kette iſt leicht erklärbar; wahrſcheinlich hat ſich der Pferdedieb, der in dem benachbarten Gefängniſſe eingeſchmiedet ſitzt, einmal auf die andere Seite gelegt.“

„Als Du in die Kirche kamſt, befand ſich der junge Wulfeneck ſchon in der Sacriſtei.“

„Angel und Schloß waren friſch eingeölt, aber dennoch hörteſt Du etwas, als er leiſe die Thüre aufſchloß. Die Sacriſtei-Thüre machte er einigemal auf, um zu ſehen, ob Du wach' ſeiſt; Du haſt Dich alſo nicht geirrt, als Du wähnteſt, ſie öffne ſich langſam.“

„Ein bischen Kreide hatte den jungen Wulfeneck, der ſeinem verſtorbenen Bruder

ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern, die nöthige Bläſſe gegeben, und mit rother Dinte war die Schußwunde gemahlt. Er war auf den bloßen Strümpfen leiſe auf Dein Bette zugegangen, darum hatteſt Du ihn nicht früher gehört. Aber Deine Kugel bekamſt Du von ihm an den Kopf geworfen, weil er ſie, noch ehe du ſchoſſeſt, aus beiden Piſtolen ſchon in der Hand hatte; denn im Herübertragen hatte ſie der Adjutant, der Dich abſichtlich geſtern Abend beſuchte, um Dir bei der Einrichtung Deines originellen Schlafcabinets behülflich zu ſeyn, unvermerkt mit dem Krätzer herausgezogen, und ſie ihm eingehändigt."

„Der junge Wulfeneck flüchtete, als er merkte, daß Du vom Schreck überwältigt warſt, in die Sacriſtei zurück, ſchloß hinter ſich leiſe zu, und ſprang zum Fenſter hinaus."

„Wir legten aber draußen heimlich ei-

ne Leiter an das Dir zunächſt ſtehende Fenſter, und da wir ſahen, daß Du Dich bewegteſt, und alſo — wiewohl Deiner nur halb bewußt, — lebteſt, beruhigten wir uns und ich ſandte in der Nacht noch eine Ordonnanz in mein Marſchquartier, um das Portefeuille holen zu laſſen, in dem ſich das Protokoll befand, das ich Dir hier in der Anlage A. mitgetheilt habe."

„In Deinem Schreiben an den Oberſten haſt Du ausdrücklich bereut, auf Deinen Freund Wulfeneck geſchoſſen zu haben. Du haſt alſo die Unächtheit der Erſcheinung nicht entdeckt, mithin habe ich die Wette gewonnen, und die 100 Stück Friedrichsd'or gehören dem braven Schramm."

„Damit ich aber auch für die jugendliche Albernheit büße, Dir, mein treuer, alter Guthenau, eine böſe Nacht gemacht zu haben, wiederhole ich Dir hiermit ſchrift-

lich die, Deinem Oberſten und dem Adjutanten bereits mündlich gegebene Erklärung, Euern wackern Schramm auch meine 200 Friedrichsd'or zahlen zu wollen."

„Biſt du nun durch dieſe Pön mit mir und uns Allen ausgeſöhnt, ſo komm' ſofort auf das Amt und trink' ein Glas Wein zur Stärkung mit Deinen Freunden."

„Steinberg."

Der Major kam; er legte die 100 Stück Friedrichsd'or auf den Tiſch, für die ihm der luſtige Adjutant im Namen des armen Invaliden herzlich dankte. Er drückte den Bruder ſeines Wulfeneck an ſein Herz, und war wieder fröhlich mit den Fröhlichen und lachte mit ihnen über ſeine Verwirrung in der vorigen Nacht.

Nach der Tafel ward aber das Protokoll feierlich zerriſſen, jeder von ihnen bekam ſein Theil davon, und auf des Ober-

ſten Commando-Wort „Feuer" zündete ein jeder vergnügt ſeine Nachmittagspfeife davon an.

Gemeiner Sinn und wahre Größe.

(Eine wahre Geſchichte.)

Der Controlleur Hanf reiſte mit Extrapoſt von der Reſidenz nach ſeinem Wohnorte zurück. In der Sandwüſte vor M.... rief er auf einmal dem Poſtillon „halt“ zu: ſprang aus dem Wagen, lief eine Strecke Weges zurück, und ſuchte etwas Verlornes.

Der Poſtillon frug ihn, was er ſuche.

„Hilf mir ſuchen,“ antwortete der Controlleur, „ich habe eine Börſe mit zweihundert Friedrichsd'or verloren; auf der letzten

Station hatte ich ſie noch. Du erhältſt zwei Friedrichsd'or, wenn du ſie findeſt.“

Der Poſtillon flog wie ein Blitz vom Bocke; bei der Brücke am Elſenbuſch war der Herr vorhin ausgeſtiegen, hatte ſich eine Pfeife angeſchlagen, und war ein wenig neben dem Wagen gegangen. Dort mußte die Börſe liegen. Er lief, was er laufen konnte, um der erſte zu ſeyn. Der Controlleur kam bald nach. Beide ſuchten. Der Poſtillon ſpürte wie ein Trüffelhund. Sie hatten eine Stunde im Sande gekreuzt, aber ihre Mühe war fruchtlos. Der Poſtillon wollte Leute aus der Mühle holen, um ſuchen zu helfen; allein der Controlleur ſagte, mehr verdrüßlich, als unglücklich: „laß das, der Bettel iſt die Zeit nicht werth, die wir darüber ſchon verſäumt haben; der Verluſt iſt mir nur jetzt gerade fatal.“ Er ſetzte ſich etwas übel gelaunt in den Wagen und ließ fortfahren.

Der Poſtillon kannte in ſeinem Städt-

chen drei Controlleure; aber alle drei hätten drei Tage gesucht, wenn alle drei zusammen nur drei Thaler verloren hätten. Er bekam vor seinem Passagier einen gewaltigen Respekt; das war kein Controlleur, das war wenigstens ein Graf. Er blies, als er zum Städtchen herein fuhr: „ich hab mein Sach' Gott heimgestellt," und er hatte noch nicht ausgespannt, als schon der Postmeister und das ganze Posthaus die Geschichte wußten.

Der Postmeister war ein Original. Alle, die diese Tour je gemacht haben, belustigte er durch seine Neugierde, durch seine Plauderhaftigkeit, durch seine Sackgrobheit gegen Menschen, von denen er nichts zu erwarten hatte, und durch seine kriechende Höflichkeit gegen Leute von Range und Vermögen.

Im Begleitscheine war zwar der Passagier als Controlleur Hanf benannt, allein — ein Controlleur und 1000 Rthlr. Geld verlieren, und so ruhig, so gefaßt dabei sein, als der Herr es war — dahinter steckte et-

was. Der Poſtmeiſter brannte. Der Controlleur war einſilbig und kurz.

Es war Morgen. Er beſtellte eine Portion Kaffee. Der Poſtmeiſter brachte eigenhändig Chokolate.

„Ich habe Kaffee beſtellt.“

„Erlauben Ew. Gnaden, Sie haben, höre ich, Alteration gehabt.“

(Erſtaunt.) „Woher kennen Sie mich?“

„O, ich wußte gleich, als Ew. Gnaden aus den Wagen ſtiegen, daß Ew. Gnaden nicht der waren, für den ſich Allerhöchſtdieſelben ausgaben. Unſereins iſt nicht von heute. Das hat man am Blick, an der Manier weg. Ew. Gnaden haben ſo etwas Gnädiges in Höchſtdero allergnädigſtem Gange und Benehmen. Auch das Unglück kann ein ſo hohes Gemüth nicht darnieder beugen. Ew. Gnaden haben, höre ich, eine Börſe mit vielem Gelde zu verlieren geruht?“

„Sehr viel iſt es eben nicht, indeſſen iſt mir gerade jetzt der Unfall unangenehm. —

Wir ſollten uns ſonſt ſchon geſehen haben, Herr Poſtmeiſter! Ihr Geſicht kömmt mir bekannt vor. Waren Sie ſonſt nicht bei Hofe?"

„Ewr. Gnaden tiefdevoteſter Diener. Es ſchmerzt mich außerordentlich, auf dieſe ſchmeichelhafte Vermuthung eine allerunterthänigſte Verneinung erwiedern zu müſſen. Ich bin nicht von Geburt. Meine knechtiſche Geſtalt hat in den Galla-Reihen der Großen des Reichs, bei Hofe, weder Sitz noch Stimme, und ſo iſt mir nur ein allereinzigesmal das unausſprechliche Heil zu Theil geworden, in der Nähe des Königs Majeſtät zu ſeyn; bei der letzten Revüe hatte ich das Glück, neben Sr. Majeſtät allergnädigſtem Vorreiter beiher reiten zu dürfen."

„Bei der letzten Revüe? richtig. Da war es, ich entſinne mich. Se. Majeſtät ſprachen von Ihnen in höchſtgnädigen Ausdrücken. — Seit der Zeit bin ich in dieſer entfernten Gegend nicht wieder geweſen.

Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder hieher zu kommen; na, wie geht es hier? iſt der König geliebt?“

„Angebetet Ew. Gnaden.“

„Gehen die Geſchäfte in ihrem Gange fleißig fort? thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit? blüht der Wohlſtand des Landes?“

„Blüht, blüht Ew. Gnaden. Mit den Geſchäften ſchnurrt es nur ſo, Ew. Gnaden.“

„Sein Sie ehrlich, Herr Poſtmeiſter. Täuſchen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs.“

Der Poſtmeiſter prallte drei Schritte zurück, und ſchoß einen tiefen Bückling. „Ew. Excellenz.“

„Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der Geheime Ober Finanzrath Baron von Hanf. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Poſtmeiſter! Sie ſind Sr. Majeſtät allerhöchſter Perſon, als ein unterrichteter, mit der Verfaſſung des Departements ganz vertrau-

ter, vorurtheilsfreier, hellſehender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Discretion erwarte ich übrigens die tiefſte Verſchwiegenheit. Welches ſind die auffallendſten Gebrechen in der hieſigen Landesverwaltung?“

Der Poſtmeiſter zitterte an allen Gliedern. Sonſt hatte er immer ein Schwerdtmaul gehabt, wenn das Raiſonniren über Kammer und Regierung losging. Jetzt hatte ihm die Ueberraſchung die Zunge gelähmt. Doch die Gelegenheit, ſeinem lieben Nächſten etwas am Zeuge zu flicken, kam nie wieder. „Ja“ fing er endlich an: „darüber iſt viel zu ſprechen. Die Knüppelbrücke z. B. hier an der Poſtſtraße iſt ſehr ſchlecht, grundſchlecht. Ich habe Vorſtellung deshalb gemacht. Niemand hört mich.“

Der Geheime Rath ſchrieb in ſein Taſchenbuch: „ſchlechte Knüppelbrücke.“

„Die Herren hier, es iſt mich nichts bis jetzt angegangen, darum habe ich geſchwie-

gen — aber ſie machen alle mehr Aufwand, als ſie ſollen und können; der Steuerrath hat ein Paar Goldfüchſe im Stall; der König, mein allergnädigſter König und Herr, kann ſie nicht beſſer haben. Von 600 Rthlr. Gehalt füttert man ein Paar ſolche Pferde wahrhaftig nicht. — Des Kämmerers Frau trägt Spitzen an der Haube, fauſtbreit, ſo wahr Gott lebt, fauſtbreit. Der Kämmerer hat jährlich 95 Rthlr. 12 gl. halb Courant halb Münze. — Der Stadtſchreiber iſt der erſte Zierbengel in der ganzen Stadt. Vorige Woche hat er ſich erſt ein Paar Hoſen mit geſticktem Latze machen laſſen, die ihn baare 16 Rthlr. koſten.“

Der Geheime Rath ſchrieb in ſein Taſchenbuch: „Goldfüchſe. Spitzen. Geſtickte Hoſen.“

„Unſere Rathsherren ſollen um 8 Uhr in die Seſſion kommen. Ew. Hochfreiherrl. Gnaden finden ſie alle zuſammen noch um halb 9 Uhr hier drüben beim Kaufmann am

Weintiſch. — Die Domainen-Beamten ſitzen im Golde bis über die Ohren, baden ſich in Champagner, und wuchern mit dem lieben Korne, wie die Juden; kein Menſch bekümmert ſich um ſie. Sie haben den Departementsrath in der Taſche. Wenn er kommt, iſt es, als ob der liebe Herr Gott käme. Da wird traktirt. Nichts iſt da zu theuer. Mein gnädigſter Herr Geheimer Ober-Finanzrath und Reichsfreiherr, das hundert Auſtern iſt bei ſolchen Gelegenheiten mit 8 Rthlr. bezahlt worden. — Der Herr Kammerdirektor ſind ein Freund von hübſchen Geſichtern. Haben nun unſere Herren Beamten keine hübſche Frau oder Tochter, ſo ſchaffen ſie ſich eine Couſine oder ſonſt ſo was Junges an, und ſollten ſie es zwanzig Meilen weit holen.“

Der Geheime Finanzrath war immer finſtrer und mißmüthiger geworden, der edle Unwille über die überhand genommenen Landesgebrechen glühte ihm auf der gerunzelten

Stirne. Er ſchrieb: „Weintiſch. Gold. Chàmpagner. Couſinen.“

„Ja“ hob der Baron endlich an, „ſo kann, ſo ſoll es nicht länger dauern. Die Provinz geht ſo ihrem Ruin entgegen. An allem dem Unheil iſt der Präſident ſchuld. Er controllirt nicht. Er glaubt alles. Er ſieht nicht ſelbſt. — Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund; aber alle meine Ermahnungen ſind fruchtlos geblieben. Jetzt kann ich nichts mehr für ihn thun. Er iſt gefallen.“

„Gefallen? Unſer Herr Präſident?“

„Total gefallen; der König iſt unbeſchreiblich aufgebracht. Se. Majeſtät haben mich zum Organ Allerhöchſtdero Unwillens gemacht. Ich habe hier die Caſſationsordre im Portefeuille. Doch — Herr Poſtmeiſter, ich zähle auf Ihre Verſchwiegenheit. Sie verlieren Ihren Poſten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden laſſen, was wir geſprochen haben. Ich werde Sie vielleicht

in der Sache mehr brauchen, weil Sie, wie mir Se. Majestät schon früher sagten, und ich jetzt auch vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landes-Verwaltung sattsam bekannt sind, und Sie mir hie und da nützlich seyn können. Der Präsident muß erst ein compte rendü von seiner gesammten Geschäftsführung ablegen, und dazu gehört Zeit. Unter acht bis zehn Wochen werde ich ihm schwerlich die unglückliche Cassationsordre einhändigen können. Mich dauern seine schönen Güter. Die werden bei der Gelegenheit wohl springen; denn er soll schreckliche Defecte bei seinen Cassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe?"

„Drei Stunden von hier, mein gnädigster Herr Reichs-Baron; durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute früh gefahren."

„Kennen Sie die Güter genau?"

„O mein gnädigster Herr Reichsfreiherr und Geheimer Ober-Finanzrath! Brumm-

Ochſen hat er, Gott ſtraf' mich, wie die Büffel. Lauter ſchönes Vieh. Seine Sauen ſind die ſchönſten im Lande, und ein Boden, es darf nur geſprüht haben, ſo ſinkt man mit dem Wagen bis über die Achſen in den Koth, ſo fett iſt der Boden. Lauter Waitzen-Acker. Auch fällt ein vortreffliches Bier dort; die Güter ſind ihre 180,000 Rthlr. unter Brüdern werth."

„Dieſe Summe könnte ich allenfalls dazu beſtimmen. Sollte es noch ſo weit kommen, daß der Präſident ſie verkaufen muß, ſo werde ich mich ihrer Hülfe beim Beſichtigen und Abſchätzen der Güter bedienen, mein lieber Poſtmeiſter."

„Schuldigſter unterthänigſter Knecht."

„Uebrigens Herr Poſtmeiſter, ich reiſe inkognito. Verſtehen Sie mich? ich reiſe ſo inkognito, daß ich nicht einmal meine Bedienten habe mitnehmen können. Es darf im ganzen Lande, unter acht Wochen kein Menſch wiſſen, daß ich hier in der Provinz

bin. Ich werde unter der angenommenen Rolle eines Controlleurs, noch einige Zeit im Departement herumreiſen, um Data gegen den Präſidenten und manche andere zu ſammeln. Dann erſt gehe ich nach P., um dort öffentlich aufzutreten. So lange reinen Mund, Herr Poſtmeiſter, oder — "

„Wie ein Grab, wie ein Grab!"

„Jetzt Herr Poſtmeiſter — müſſen Sie mir einen Gefallen thun. Sie wiſſen meinen kleinen Unfall von heute Morgen. Ich habe gar kein Geld mehr, außer einige kleine Münze. Hier iſt meine goldene Repetir-Uhr. Borgen Sie mir darauf 70 Rthlr. ſie iſt 150 Rthlr. werth."

„Preiswürdigſter Herr Geheimer Ober-Finanzrath! Ew. Reichsfreiherrl. Gnaden ſetzen mich in die demüthigendſte Verlegenheit! Ich, einem Königlichen Organ — Geld auf Pfand borgen! Gut und Blut ſteht meines Königs hochbetrautem Geheimen Rathe zu Dienſten; Gut und Blut."

„Sehr verbunden, wackerer Mann!“

„Wie viel brauchen Ew. Hochfreiherrlichen Gnaden?“

„Wenn Sie mir 4 bis 500 Thlr. geben können, ſo thun Sie mir einen Gefallen. In 14 Tagen haben Sie das Geld wieder, mit meinem beſten Danke.“

„Liebſter, allerverehrteſter Herr Reichsfreiherr! Schuldigkeit, nichts als Schuldigkeit. Ich werde in einem halben Stündchen wieder hier ſeyn. So lange geruhen ſich Allerhöchſtdieſelben in Gnaden zu gedulden.“

Der Poſtmeiſter flog wie ein Pfeil zum Hauſe hinaus. Er war ein Mann von mittelmäßigem Vermögen und Credit. Es koſtete ihm nur zwei Gänge zu einigen reichen Kaufleuten des Städtchens, und er hatte die auf 14 Tage beſprochenen 400 Thlr. zuſammen. Er erzählte ganz offen, daß er das Geld für den fremden Herrn ſuche, der die 1000 Rthlr. heute verloren habe. Alle wollten wiſſen, wer der Fremde eigentlich

ſey. Er hätte es ſo gern geſagt, hätte ſo gern alle ſeine neuen Geheimniſſe mitgetheilt, aber ſeine eigne Caſſation ſtand darauf! Er lag wie zwiſchen zwei Mühlſteinen. Mit ſo geſchloſſenem Munde hatte ihn noch kein Menſch geſehen. Es mußte wirklich etwas Wichtiges im Werke ſeyn; denn aus dem Poſtmeiſter war kein Wort zu bringen. Er ſagte nichts, als höchſtens: „Kinder in 6 — 8 Wochen werdet ihr Wunderdinge hören; Wunderdinge ſage ich euch, von denen kein Menſch ſich träumen läßt. Ich weiß alles; aber ich darf nichts ſagen, bei Verluſt meines Kopfs, keine Sylbe.“

Alle deuteten dieſe Geheimniſſe auf die Politik, der Fremde war ein wichtiger Staats-Bote, der dem benachbarten Lande Krieg oder Frieden brachte. Man zerbrach ſich die Köpfe, und der Poſtmeiſter lachte ſie mit einer Selbſtgefälligkeit heimlich aus, die ihm die kleine Mühe des Geld-Ganges reichlich belohnte.

Er zählte nun zu den 400 Rthlrn. aus ſeiner Poſtkaſſe noch 100 Rthlr. hinzu, und legte ſo 500 Rthlr. zu des Geheimen Finanz-Raths Füßen nieder.

Der Baron betheuerte, dieſen Dienſteifer, als Mann von Ehre zu belohnen, drückte dem glücklichen Poſtmeiſter verbindlich die Hand, und ſicherte ihm, bei der nächſten Vacanz im Poſtdepartement eine Rathsſtelle zu.

Die Freude, das Entzücken des Poſtmeiſters waren unbeſchreiblich. Er ärgerte ſich jetzt, nicht 1000 Rthlr. gegeben zu haben, vielleicht wäre dann der Geheime Finanz-Rath mit einer Geheimen Rathsſtelle herausgerückt. Er ließ Wein und Frühſtück geben; er nahm für dieß ſo wenig als für Chokolate, noch für die Poſtpferde, irgend einige Bezahlung, ſondern legte blos ein Scheinchen über die 500 Rthlr. zum Unterſchreiben dem Geheimen Finanzrathe vor.

Der Geheime Finanzrath bat, ohne viel

auf den Schuldſchein zu achten, um die Pferde, weil er ohnehin ſchon ſehr lange ſich hier verweilt hatte.

Es ward angeſpannt. Da ſchob der Poſtmeiſter, der in ſeinen Geſchäften peinlich ordentlich war, das Scheinchen nochmals dem Geheimen Finanzrath vor die Augen, und dieſer unterſchrieb es endlich mit vollſtändidiger Beiſetzung ſeines ganzen Charakters in beſter Form Rechtens.

Der Poſtmeiſter begleitete den Geheimen Finanzrath bis an den Wagen.

Es ſtand alles an den Thüren. Alle Fenſter waren geöffnet. Jedes wollte den reichen fremden Herrn ſehen, der die 1000 Rthlr. verloren hatte, ohne eine Miene darüber zu verziehen. Der Poſtmeiſter ſcharrte hundertmal hinten aus, und bückte ſich hundertmal tief bis zur Erde.

Als der Geheime Rath in der Chaiſe ſaß, ſchüttelte der gute Herr dem Poſtmeiſter recht cordialiter die Hand, und der Poſtmei-

ſter rief ganz laut: „glückliche Reiſe, Herr Controlleur!“ mit einem Geſichte, daß nun jeder wußte, der Herr war kein Controlleur.

Unterdeſſen war die ganze liebe Jugend, und eine Menge alter Weiber hinaus an den Elſenbuſch gezogen. Alle ſuchten die Tauſendthaler-Börſe. Sie wühlten, wie die Maulwürfe im Sande herum. Sie krebſten und buttelten mit tauſend Fingern; endlich ſchrie ein Junge „Fundus, Fundus, hier iſt der Beutel.“ Es ward ein Mordlärm. Alles über den Jungen her. Aber der Bengel hatte die Leute zum Beſten gehabt. Er hatte keinen rothen Heller gefunden. Wochenlang noch trieben ſich einzelne Menſchen auf der Straße dort herum; jeder träumte ſich, den Schatz zu erhaſchen. Aber es glückte keinem. Wenigſtens ward es nie ruchbar, daß einer den Beutel mit den 200 Friedrichsd'or wirklich erwiſcht habe.

Die 14 Tage waren verlaufen. Der Geheime Finanzrath ſandte das Geld nicht.

Es vergingen wieder 14 Tage. Die 500 Rthlr. kamen noch nicht an. Der Poſtmeiſter hätte gern nach P. geſchrieben, aber er hatte dort keine Bekannten, als die Ober-Poſtofficianten, und er durfte ſich ja nicht einmal erkundigen, ob der Geheime Finanz-Rath Baron von Hanf angekommen war. Er hätte dadurch Winke geben können, die des Geheimen Finanzraths ganzes Spiel verdorben hätten.

Er wartete noch 14 Tage. Jetzt fing ihm an bange zu werden. Morgen wollte er an einen Freund in der Reſidenz ſchreiben, und ſich ſo ganz von Ferne nach dem Geheimen Finanzrath von Hanf erkundigen. Noch denſelben Morgen ſchrieb der Geheime Finanzrath, „er habe ſeine Geſchäfte vollendet, er wäre im Begriff den Präſidenten zu caſſiren; dieſer werde ſich auf ſeine Güter nachher begeben, aber nicht lange dort verweilen; die ſchuldigen 500 Rthlr. ſolle der Poſtmeiſter nächſte Woche erhalten.“ Am

nemlichen Abend trat ein Jäger in ſein Zimmer.

„Der Herr Präſident haben hier eine Viertelſtunde vor der Stadt ein Rad zerbrochen: Sie laſſen den Herrn Poſtmeiſter daher erſuchen, Ihnen ein Chaiſenrad zu leihen.“

„Aha!“ entgegnete der Poſtmeiſter hohnlächelnd, „gehen der Herr Präſident auf Dero Güter?“

„Ja, Herr Poſtmeiſter!“

„Der Herr Präſident werden wohl lange dort verweilen?“

„Einige Monate, der Herr Präſident gehen auf Urlaub hierher.“

„Ha ha ha ha! Urlaub! Caſſation! Caſſation wollen der Herr Leibjäger ſagen.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte trocken der Jäger.

„Glaube es wohl, lieber Freund! Der Präſident iſt um dieſe Zeit jetzt, nie auf ſeine Güter gezogen. Ich weiß es beſſer.

Sagen Sie Ihrem Herrn Expräſidenten, daß ich für ihn kein Rad hätte. Ich weiß wohl einen, der ihm damit aufwarten kann, und wäre ich Souverain, ich wollte den saubern Herrn Präſidenten, bei meiner armen Seele, darauf bringen. Sag' Er das ſeinem Herrn."

Der Jäger ſchüttelte den Kopf, ging und rapportirte von Wort zu Wort dem erſtaunten Präſidenten den gehabten Zwieſprach.

„Der Menſch hat getrunken" erwiderte lachend der Präſident, und machte ſich ſelbſt auf den Weg zum Poſtmeiſter.

„Sieh da, neuer Herr Expräſident;" rief ihm der Poſtmeiſter mit infamirender Verächtlichkeit entgegen. „Ey, ey, wie ſehen wir uns wieder? Aber ſo geht es, wenn man immer mit der Naſe hoch hinaus will. Schlecht, ſchlecht, grundſchlecht haben Sie Ihre Rolle geſpielt. Auf Ihren Trümmern blüht mein Glück empor. Wir waren ſonſt

Freunde; aber das hört nun auf. Verſtehen Sie mich, mein Herr? das hört nun auf.“

Der Präſident war wie aus den Wolken gefallen. Er traute ſeinen Ohren nicht. Er hielt im erſten Augenblick den Poſtmeiſter für wahnſinnig. „Machen Sie keine Ceremonien, mein Herr,“ rief der Poſtmeiſter hohnlachend. „Den König ſo zu betrügen, das iſt keine Bouteillen-Sache. Stellen Sie ſich, wie Sie wollen. Ich weiß alles. Der Geheime Finanzrath Baron von Hauf iſt mein Specialiſſimus. Na! geht Ihnen nun ein Licht auf?“

„Der Geheime Finanzrath Baron von Hanf?“

„Aha, ſind Sie im Klaren? liebwerthester Herr geweſener Präſident! Hier iſt alles ſchon ruchbar; heut früh ſchrieb's mir mein Intimus. Wollen Sie noch läugnen?“

„Herr Poſtmeiſter, ich bewunderte meine Faſſung. Aber das Räthſel müſſen Sie

mir lösen, oder ich lasse Sie in Ihrem eigenen Hause arretiren. Dies Mißverständniß ist mir doch ein wenig zu stark.“

Das Wort „arretiren“ brühte den Postmeister ab. So konnte ein Expräsident nicht sprechen. Er wurde in seinem Glauben etwas wankend. Doch verlor er seine Haltung noch nicht ganz.

„Da, hier Herr — Herr Präsident, schwarz auf weiß, schwarz auf weiß.“ — Er überreichte dem Präsidenten des Barons eigenhändigen Brief.

Der Präsident las, faltete den Brief langsam wieder zusammen, und gab ihn dem Postmeister zurück. „Der Mensch da ist nicht Geheimer Finanzrath und nicht Baron“ sagte er ruhig, „es ist der Controlleur Hanf; ich kenne seine Hand. Ich habe den Mann oft gewarnt. Seiner Betrügereien wurden am Ende zu viel. Er ist gestern früh gefänglich eingezogen worden. Sind die gegen ihn eingekommenen Denunciationen

nur zur Hälfte wahr; ſo hat er lebenslängliche Feſtungſtrafe verwirkt. Die 500 Rthlr. die er Ihnen nach dieſem Briefe ſchuldig iſt, bekommen Sie nie wieder. Er hat keinen Pfennig im Vermögen.

Der Schreck ſchmetterte den Poſtmeiſter zu des Präſidenten Füßen nieder. „Hochbetrauteſter Herr Präſident, treu gehorſamſter Diener und Rath unſers allergnädigſten Königs,“ ſchrie er heulend, und wand ſich wie ein Wurm um die Kniee des Präſidenten, „wie unglücklich, wie blind, wie ſtarrblind bin ich geweſen! Heiliger, lieber Gott, was habe ich gethan! wie mache ich mein Majeſtätsverbrechen wieder gut! Mein Geld verloren, meine Ausſichten verloren, die Gnade meines höchſtverehrlichen Herrn Präſidenten verloren, meine Chokolate, mein Frühſtück, Gott, Gott, dieſer Böſewicht!“

Der Präſident achtete auf ſein Gewimmer wenig, ſetzte ſich an des Poſtmeiſters Schreibtiſch, ſchrieb eine Aſſignation, groß

250 Rthlr. auf die Kammer in P. à Conto ſeines Gehalts, gleich nach Sicht an die Ordre des Poſtmeiſters zahlbar, händigte ſie dem Poſtmeiſter mit der Aeußerung ein, daß er ſeinen Schaden zur Hälfte tragen wolle, überließ den Erbärmlichen ſeinem gerechten Staunen, und ließ ſich vom Bürgermeiſter des Städtchens einen Wagen zur Fortſetzung ſeiner Reiſe verſchaffen.

Das Raubſchloß.

Eine buchſtäblich wahre Geſchichte.

Eine ſehr angenehme Dienſtreiſe führte mich in die Gegend des Rieſengebirges, wo ich in meiner früheren Jugend, ein Jahr im Hauſe meiner Tante Walther, äußerſt glücklich verlebt hatte.

Ich hatte mir vorgenommen, ſie bei dieſer Gelegenheit zu beſuchen und ihre beiden Töchter, die damals Kinder von zwei, drei Jahren geweſen waren, jetzt, in der Blüthe ihrer ſchönen Tage, wieder kennen zu lernen.

Der Onkel war ſeit jener Zeit geſtorben, und die Tante lebte von ihrem ſehr anſehnlichen Vermögen, auf ihrem Gute, in der reizendſten Gegend des innern Gebirges.

Im letzten Städtchen, wo ich im Wirthshauſe mich nach den nähern Umſtänden der Familie erkundigte, erfuhr ich zu meiner großen Betrübniß, daß die arme Tante vor einigen Wochen, ihre jüngſte Tochter, Cäcilie, durch das Scharlachfieber verloren habe, und von dieſem harten Schlage des Schickſals, ungemein niedergedrückt ſey. Man nannte den Schmerz der armen Mutter ſehr gerecht; denn die ſechszehnjährige Cäcilie ſei ein ſo kluges und gutes Mädchen geweſen, daß ſie von der ganzen umliegenden Gegend geliebt worden ſey.

Dieſe Nachricht dämpfte in mir die Freude des Wiederſehens nach langen vierzehn Jahren, um ein Merkliches: auf der andern Seite war es mir aber lieb, jetzt gerade die unglückliche Mutter beſuchen zu kön-

nen, um ihren Schmerz zu theilen, und ihren Kummer, wo möglich, zu zerſtreuen.

Um ihr, gleich bei der erſten Begrüßung, ein Merkzeichen meines herzlichen Antheils zu geben, kaufte ich mir einen Streifen ſchwarzen Kreppflor, und umwand damit den linken Ermel meiner Uniform.

Es war Mittag, als ich aus dem Städtchen abfuhr. Die Sonne ſtach brennend mir über dem Scheitel; ein heißer Südwind wehte über die Kornfelder, und dunkle Gewitter-Wolken lagerten ſich um die nakten Wände des rieſenhaften Gebirges.

In wenigen Stunden erreichte ich die Gränzen von dem Gute meiner Tante; die alte verfallene Ruine, die auf dem ſtattlichen Berge über dem Wohnhauſe thronte, und unter dem Namen des Raubſchloſſes in der ganzen Gegend bekannt iſt, hatte ich ſchon früher entdeckt. Ich begrüßte im Vorbeifahren alle die ſtillen Plätzchen der Runde, die ich als Knabe ſo oft beſucht hatte, mit

freundlicher Wehmuth. In die ſüße Erinnerung jener glücklichen Jahre verſunken, durch die Nachricht von dem Tode des geliebten Kindes weich geſtimmt, und überwältigt von unnennbaren Gefühlen, ſank ich mit ſtummen Thränen, der überraſchten Tante in die Arme.

Sie empfing mich in tiefer Trauer. Der Flor an meinem Arme ſagte ihr ſchweigend, daß ich ihren Schmerz ſchon kannte; ſie drückte mich an das zerriſſene Mutterherz, und ſchluchzte laut.

„O warum kamſt Du nicht," ſagte ſie leiſe, und legte ihr verweintes Geſicht auf meine Achſel, „warum kamſt Du nicht einen Monat früher? Da war ich noch glücklich und reich; da ſtand ich noch in der Mitte meiner beiden Kinder. Ach, mein Freund!" fuhr ſie fort, und richtete ſich auf, „jetzt hat mir Gott die ganze Hälfte meines irdiſchen Glücks genommen. Ich habe gemurrt! ich habe laut gehadert mit ihm!

Cäcilie war ein Engel! warum ließ er mir das Kind nicht? was hatte ich verbrochen? Wenn die Mutter am Grabe ihres Kindes, allmächtiges Weſen, an Deiner Liebe, an Deiner Güte verzweifelt, o ſo zürne ihr nicht! eine Mutter hat nichts, als ihre Kinder.“

In dem Augenblicke trat Julie, ihre ältere Tochter, herein. Sie hatte ſchon im Hauſe meine Ankunft und meinen Namen erfahren, ſie hörte die letzten Worte ihrer Mutter. Mit der traulichen Herzlichkeit, die das alte Recht der Blutsfreundſchaft heiligt, ſchloß ſie mich in ihre Arme, und küßte tröſtend die blaſſe Wange der leidenden Mutter. In ihr ſchönes, großes Auge ſchoß eine ſtille Thräne.

Ich ſuchte keine Worte, denn an einem ſo wunden Herzen haftet nicht der Troſt ſtudirter Rede; ich ließ mir von beiden recht viel von der Verſtorbenen erzählen, und machte dadurch und durch meine herzliche Theilnahme, ihren Kummer leichter.

Beiden that es wohl, von der Verſtorbenen reden zu können; Cäciliens letzte Stunde war der Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

Cäcilie war mit dem vollen Bewußtſeyn ihres nahen Todes, hinübergeſchlummert; ſie hatte ſich vor dem Einſcharren in die Erde gefürchtet, und die Mutter gebeten, ſie nicht auf den Kirchhof begraben zu laſſen, weil es möglich ſei, lebendig begraben zu werden, und dann keine Rettung denkbar ſei. Unter dem Raubſchloſſe war ein tiefer, halb verfallener Keller; dieſen, bat ſie die Mutter, zur Gruft einrichten zu laſſen; dort habe der Tod ihr keine Schrecken, denn ſie ſei da immer unter den Lebendigen. Die unglückliche Mutter hatte die letzte Bitte ihres ſterbenden Kindes erfüllt. Sie und Julie gingen jetzt mit mir zur ſtillen Ruheſtätte der Verklärten.

Die Ruine lag einige tauſend Schritte vom Hauſe entfernt, auf einem kurz abgeſtumpften Felſen.

Der Weg dahin führte durch einen kleinen Hain von hundertjährigen Eichen, der mit in den Garten des Wohnhauſes gezogen war. Die nächſten Umgebungen der Ruine, waren ſchon zu Zeiten des vorigen Beſitzers, in einen Park verwandelt, der den Charakter ſeines Mittelpunktes, der Ruine trug; ernſtes Dunkel himmelhoher Tannen, und ſanftes Grün der herabhängenden Thränenweiden.

Näher dem ſchwarzen, gelb bemooſten Felſen, wiegten ſich junge Birken in den leiſen Lüften. Flieder, wilde Roſen, Jasmin, Epheu, und tauſend andere kleine Gebüſche umkränzten die Burg, zu welcher der mir bekannte ſchmale Fußpfad den Hügel hinan führte. Aber ein neu gebahnter enger Weg ſchlängelte ſich, links um den Felſen zur neuen Gruft hin, deren Eingang, wie ich ihn von weitem erblickte, mit einem geſchmackvoll bronzirten eiſernen Gitterthor verſehen war.

Um den Schmerz meiner Begleiterin-

nen, der während unſers Hergehens ſich ein wenig gelegt hatte, nicht von neuem rege zu machen, bog ich rechts ein, um den Berg hinauf in die Ruine zu gehen, von der ich ſonſt immer mit Entzücken die weite reizende Ausſicht genoſſen hatte.

Eine neue, während meiner Abweſenheit gemachte Anlage, überraſchte mich; die Tante hatte das noch vorhandene Gemäuer des alten verfallenen Ritterſchloſſes benutzt, um einige kleine bewohnbare Zimmer darin einzurichten; Eine kühne, mit einem eiſernen Geländer verſehene Treppe führte an der innern Wand des halb eingeſtürzten Wartthurms hinauf, von der man in eine Flur, und dann in zwei gothiſch meublirte Gemächer trat.

Ich öffnete das Fenſter, und überſchaute mit einem Blicke, die Schneekuppe, die Gegend der Elbquellen, und die beiden Schneegruben; den ganzen Kamm des alten, ehrwürdigen Rieſengebirges, und einen Theil

des fruchtbaren Schleſiens; vor mir ein ſtilles, von der Welt geſchiedenes Thal; unter mir den Eingang zur eiſernen Gitterpforte, von Cäciliens kühler Felſengruft.

Im Zimmer ſelbſt hing das Portrait des Onkels, neben ihm das, der unter unſern Füßen ſchlummernden Cäcilie. Eine ſchöne Blondine, blühend, wie die Göttin der Geſundheit, in der lächelnden Wange das Grübchen jugendlicher Unſchuld; das ſeidene Haar in weichen Ringellocken um den kleinen Engelskopf, und eine weiße Roſe am jungfräulichen Buſen.

„Das iſt ſie?“ fragte ich, im ſtillen Bewundern der früh verwelkten Schönheit verſunken.

„Das war ſie,“ — ſagte die Mutter mit ſanfter Wehmuth, und Julie wandte ihr Geſicht weg, um im Stillen die Thränen zu bergen, die dem wunden Herzen entquollen.

Beide Schweſtern ähnelten einander,

wie ich jetzt bemerkte; nur war Julie brünett.

Ich ſuchte das Geſpräch wieder abzulenken, um Mutter und Tochter, die von neuem die Verlorne hier wieder gefunden hatten, vom Gegenſtande ihrer Trauer abzuziehen, und richtete meine Aufmerkſamkeit auf die innere Einrichtung der äuſerſt geſchmackvollen Zimmer.

In der anſtoßenden Stube ſtanden drei Betten; hier hatte die Mutter mit ihren Töchtern den vorigen Sommer hindurch geſchlafen; ſie erzählten, wie glücklich ſie hier gelebt hätten; wie jeder Morgen, jeder Abend in dieſem einzig ſchönen Aufenthalte, ihnen neue Freuden geboten habe, und machten eine ſo reizende Schilderung davon, daß ich um die Erlaubniß bat, die wenigen Tage meines Hierſeins auch hier wohnen und ſchlafen zu dürfen.

Die Mutter willigte gern ein; nur Julie fragte, ob es mir nicht grauen würde,

in den wüſten Ruinen, der ſtillen Gruft des Todes nahe, ganz allein zu ſeyn; ſo gern ſie die Ruheſtätte ihrer Schweſter beſuche, ſo unmöglich würde es ihr doch ſeyn, eine Nacht hier oben allein zuzubringen.

Ich entgegnete ihr lächelnd, daß ich keine Furcht habe, die Nähe ihrer entſchlafenen Schweſter habe für mich, in dieſer Hinſicht, nichts ſchreckhaftes, und gegen den Angriff der Lebenden ſchütze mich mein Degen.

„Etwas von der Art haſt Du auch nicht zu fürchten,“ fiel mir die Tante ins Wort, „die Mauer geht, wie Du weißt, um den ganzen Garten, und die Thüre hier, die auf die Landſtraße führt, iſt von innen immer verriegelt. Du haſt wohl unſere Chauſſee noch nicht geſehen, die ſeit Deiner Abweſenheit, durch das Gebirge geleitet iſt?“

Sie öffnete bei dieſen Worten das zweite Fenſter, und zeigte mir die ſchöne neue Kunſtſtraße, die aus den nahen Felſenmaſſen ſich hervorwand, dicht neben der Gartenmauer

vorbeilief, und weit hinunter, bis in die Schluchten des vor uns liegenden großen Gebirges zu überſehen war.

Aus der Schlafſtube führte eine Thüre auf einen langen Corridor, der hinter dem alten Ritterſaal der ehemaligen Burg hinlief. Von dieſem Corridor trat man in den Saal ſelbſt; dieſer war noch vollkommen gut erhalten; ich kannte ihn ſchon aus meinem frühern Aufenthalte, wo er aber weit verfallener ausſah. Jetzt waren die großen Bogenfenſter wieder hergeſtellt, er war neu gedielt, und mit gothiſchen Meublen verſehen. Die alten eiſernen großen Oefen ſtanden noch, und die Mauergemälde an den Wänden, hatte die Tante wieder auffriſchen laſſen: eine Wolfsjagd, zwei große Schlachtſtücke aus den Zeiten des Fauſtrechts, und ein Zweikampf auf Leben und Tod. In letzterem beſonders, war der Charakter jener Vorzeit treu gehalten; es that einen unglaublich kräftigen Effekt.

Ritter Bruno — die alte Chronik des Schloſſes erzählte den Vorfall, den der damalige Burgkaplan in Mönchsſchrift aufgeſetzt hatte, umſtändlich — Ritter Bruno lag vom Ritter Gotthard, dem vormaligen Herrn dieſer Burg, erſchlagen im Sande. Der Helm war ihm vom Kopfe gefallen, das Blut entrieſelte den Halsadern, und floß in breiten Strömen über den Panzer. Der Erſchlagene ballte, vom grimmigen Schmerze des Todes überwältigt, die rechte Fauſt gen Himmel; die andere wühlte ſich in die von ſeinem Blute gefeuchtete Erde; je länger man dieſes Schreckensbild anſah, je mehr verwirklichte es ſich im Gemüthe des ergriffenen Anſchauers. Man ſah das Zucken der allmählig erſtarrenden Glieder; man hörte das letzte Röcheln des Sterbenden.

Ich ſtand lange vor dem gräßlichen Bilde, und theilte dieſe Bemerkung der Tante und Julien mit. Sie empfanden beide daſſelbe, und ſagten, daß ſie, um dieſes ent-

ſetzlichen Eindrucks willen, den dieſes Bild jedesmal auf ſie mache, ungern dieſen Saal beträten.

„Ach,“ ſagte die Mutter, und hielt die Hand vor die Augen, „nein, da ſtarb meine Cäcilie einen frommern, ſanftern Tod. Das Winſeln, das Röcheln, ach Gott! ja, das höre ich noch! aber ihre Seele war da ſchon von ihr gewichen; ſie fühlte von dieſen letzten Zuckungen des Körpers nichts mehr. — Kommt von dem Bilde weg. Es hat mich nie ſo erſchüttert, als heute.“ Wir gingen wieder in den Corridor zurück. Ich erblickte eine eiſerne Bogenthür am Ende deſſelben, die mit einer ſtarken Eiſenſchiene verriegelt war, an der ein großes Vorlegeſchloß hing. Ich entſann mich nicht, dieſe ſonſt geſehen zu haben.

„Sie war auch noch nicht,“ entgegnete die Tante, „mein verſtorbener Mann hat ſie machen laſſen; ſie führt in den alten viereckigen Thurm, unter dem ſonſt ein Burg-

verlies geweſen iſt. Der obere Raum des Thurms iſt jetzt zur Polterkammer benutzt, um mehreres altes Gerümpel, was ſonſt umherſtand, darin aufzubewahren.“

„Wozu aber die Thüre von Eiſen? Der ſchwere Riegel und das große Schloß davor? Das ſieht ja aus, als ob Tantchen ihre Schätze darin aufbewahrte.“

„Dazu ſoll es auch dienen,“ antwortete die Tante lächelnd. „Mein ſeliger Mann hatte die Idee, wenn die Mädchen würden herangewachſen ſeyn, den Winter in Prag zuzubringen; während der Zeit wollten wir unſere kleinen Habſeligkeiten von Werth hier aufbewahren, weil dieß Gemach allein mit einem feuerfeſten Gewölbe verſehen iſt.“

Ueber der ſchwarzen Thüre hing das Portrait der bleichen Nonne, das ich von ſonſt her ſchon kannte.

„Lebt die arme Lea auch noch?“ fragte ich, und weilte mit meinem Blicke auf

dem frommen Geſichte, das der Gram lebendig machte. Schon als Kind hatte mich dieſe Himmelsbraut angezogen. Ich hatte es nie ohne Theilnahme, nie ohne leiſe Ahnung ihres räthſelhaften Geſchickes, anſehen können.

Lea war — ſo ſagten die alten Urkunden des Schloſſes — die Tochter eines der reichſten Grafen im Gebirge geweſen. Sie war heimlich mit dem Ritter Gotthard, den oben erwähnten frühern Beſitzer dieſes Schloſſes verlobt. Ihr Vater, der ſie einem andern beſtimmt hatte, verdammte ſie, als er ihr, durch die Natur beſiegeltes, ihm aber nicht kund gewordenes Verſtändniß mit Gotthard, entdeckte, zum Kloſter; ſie mußte bei den Schweſtern zu St. Clara in Breslau den Schleier nehmen. Gotthard entführte ſie, und brachte ſie hieher auf ſein Schloß, aber er konnte keinen Prieſter vermögen, ihm vor dem Altare des ewigen Gottes, der alles Verborgene ſieht, den ehelichen Seegen zu

geben. Lea erlag der Strafe des Gewiſſens. Sie ermordete ihr Kind kurz nach ſeiner Geburt, und ſtarb an den Folgen genommenen Giftes. Man las die Geſchichte ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung in ihren Zügen. Sie kniete vor dem Bilde der heiligen Mutter Maria. Zerriſſen von den Schmerzen des eben genoſſenen Giftes, die Quaalen der Hölle im gebrochenen Herzen, rang ſie die Hände, die das Kind ermordet hatten, zu der heiligen Jungfrau um Erbarmen. Die Frucht ihrer Liebe, ein bildſchöner Knabe, lag todt zu ihren Füßen. Bruno, der Röchelnde im Ritterſaale, war ihr Vater. Gotthard hatte ihn erſchlagen, und mit dieſem Blute das Blut ſeines Kindes, und den Selbſtmord ſeines geliebten Weibes, der Kindermörderin Lea, furchtbar gerächt.

In der ganzen Gegend trug man ſich mit der Sage herum, daß Lea keine Ruhe im Grabe habe, und daß der Schatten des erſchlagenen Bruno, oft noch auf der Ober-

welt wandle. Man erzählte ſich vom frommen Nonnengeſang, der ſich zu Zeiten in der Mitternacht hören laſſe; auch wollte man ein banges Stöhnen und Röcheln vernommen haben, welches auf den unglücklichen Vater Bruno gedeutet wurde, der ſein Kind und ſeinen Enkel in das Grab, und den Ritter Gotthard um den Frieden ſeines Lebens gebracht hatte. Dieſem Winſeln war immer ein wildes Waffengeklirr vorangegangen, woraus man denn folgerte, daß auch Gotthard noch ſein Weſen treibe, und den blutigen Zweikampf wiederhole, der dem eiſernen Vater das Leben geendet hatte.

Alle dieſe Geſchichten, die ich hier in meiner Kindheit oft von den Leuten des Dorfes erzählen gehört hatte, traten mir jetzt wieder vor die Seele.

„Die arme Lea war doch glücklicher als ich, ſagte die Tante; ſie verlor ihr Kind, als ſie ſeinen Werth noch nicht ſo kannte, und ſie konnte ſterben!“

Dieſe Worte des höchſten Mutterſchmerzes erſchütterten mich.

„Tante,“ entgegnete ich „beneiden Sie der Erbarmungswürdigen ihr Loos nicht. Vergehen Sie ſich nicht gegen Gott! Ihnen blieb noch ein holdes Kind, der armen Lea nichts, als der grauſenvollſte Tod. — Sahen Sie nicht die Bleiche des Geſichts? Nicht den Krampf in den gefalteten Händen der Knieenden? nicht die glühende Thräne im ſtieren, halbgebrochenen Auge, das keinen Blick mehr in die lichte Höhe des Himmels wagt? nicht den namenloſen Jammer auf der Lippe, die kaum mehr vermag, das letzte Ave Maria zu beten? nicht die gequälte Bruſt, die der grauſame Vaterfluch zerſchlagen hat? — laſſen Sie uns gehen; ich halte vor dem Bilde nicht länger mehr aus. Es iſt, als ſtände das unglückliche Mädchen mit der ſchweren Laſt ſeines unendlichen Unglücks lebendig vor mir. Selbſt in den Zü-

gen der heiligen Jungfrau iſt keine Gnade, kein Erbarmen für ſie zu finden.“

In dem Augenblicke rollte ein ſchwerer Donnerſchlag über die Ruinen weg, und verlor ſich in den wiederhallenden Schluchten der ſchwarzen Rieſenfelſen. Das Gewitter, das ſich bei meiner Ankunft ſchon zuſammengethürmt hatte, war unterdeſſen heraufgezogen. Die Luft brauſte zum ſchnellen Sturme auf; es fielen einzelne Tropfen, wir mußten nach Hauſe eilen, wenn wir nicht das ganze Gewitter hier oben abwarten wollten, und ſo kamen wir für dießmal nicht in Cäciliens Gruft.

Wir hatten kaum das Wohnhaus erreicht, als ein derber Platzregen fiel, der das Land erquickte, und uns die Kühle ſchenkte, nach der die Erde ſich ſchon mehrere Tage geſehnt hatte. Im Hofe tanzten Millionen Blaſen auf den Pfützen, und zerplatzten ſo ſchnell, wie ſie entſtanden waren; ungeheure Blitze flogen aus den ſchwarzen Wolken auf

das enge Thal herab, und ein ewiger Donner, vom Echo der Berge zehnmal wiedergegeben, füllte die Luft. Die Gebirgsbewohner ſind das gewohnt; ſie achten kaum darauf. Mir war das große Schauſpiel der Natur wieder neu geworden, ich zagte im Geheimen; denn jeder Donnerſchlag ſchien die ganze große Felſenkette aus den Angeln ihres Urgrundes zu heben.

Sobald ſich der Regen gelegt hatte, ließ die Tante mein Gepäcke in die Ruine ſchaffen.

Ich hätte jetzt viel darum gegeben, wenn ich den Wunſch, in jenem verfallenen Gemäuer, die Nächte meines hieſigen Aufenthalts zubringen zu wollen, nicht geäußert hätte. Unter mir Cäcilie im Grabe, neben mir der lange hohe Ritterſaal, der ſterbende Bruno, der enge Corridor, die unglückliche bleiche Lea und die eiſerne verriegelte Thüre, die zum Burgverlies führte, in dem manche Thräne der Verzweiflung mochte geweint

worden seyn: — alles das war eine so schauerliche Nachbarschaft, die mit den freundlichen Umgebungen des Wohnhauses, in offenbarem Contrast stand. Doch ich hatte es einmal gesagt, und konnte es nun nicht zurücknehmen; denn die Tante schien es hoch aufgenommen zu haben, daß ich in der Nähe ihrer Cäcilie meinen Wohnsitz hatte aufschlagen wollen.

„Sie werden in der Ruine schlafen?“ sagte der alte Jäger, als er die letzten Stücke meiner Habseligkeiten, meinen Staubmantel, die Pistolen und den Degen nahm, um sie hinüber zu tragen.

„Ja, mein lieber alter Niklas. Warum?“

„Ich meine nur so, lieber Herr. Sie müssen mehr Herz haben, als ich. Unser einer ist auch keine Memme. Hundertmal bin ich schon in dunkler Nacht mutterseelen allein, im Gebirge auf dem Anstande gewesen, und habe den Rübezahl und den wilden

Jäger und die Berggeiſter rumoren gehört, ohne daß mir einer hätte was anhaben können, denn ich bin ein alter frommer Mann; aber da oben ſchlafe ich jetzt doch nicht.“

„Wie ſo, Alter? Die Tante hat ja mit ihren Töchtern vorigen Sommer auch oben geſchlafen.“

„Ja, ſonſt wohl, und da mußte ich und der George und der Heinrich auch mit oben ſchlafen. Aber jetzt! — Ich will Ihnen keine Unruhe machen: aber ſeit der Zeit, daß Mamſell Cäcilchen da unten beigeſetzt iſt, wollen die Leute allerlei gehört haben. Glauben Sie nur, mit der Kindermörderin, mit der Lea, iſt es nicht richtig. Im St. Clarenſtifte zu Breslau wollen ſie auch was davon wiſſen, dort ſoll ſie auch zuweilen ihr Weſen treiben.“

Der alte Mann ging.

Ich hatte mir jedes Wort aufgehoben, was er geſprochen hatte; aber man hätte mich den ärgſten Poltron geſcholten, wenn

ich jetzt gebeten hätte, meine Sachen wieder in das Wohnhaus zurückſchaffen zu laſſen.

Wir ſpeiſten zu Abend.

Der Amtmann und zwei Schreiber ſaßen mit am Tiſche; drei kräftige junge Leute. Ich hoffte wenigſtens einen davon bereden zu können, mir in der Ruine Geſellſchaft zu leiſten, und machte mich daher mit ihnen näher bekannt. Ich führte das Geſpräch auf die Wirthſchaft, auf das einzige Feld ihres Wiſſens. Wir wechſelten unſere Anſichten darüber aus, und ich erreichte meinen Zweck, ihnen näher zu kommen. Nach Tiſche, als Mutter und Tochter einen Augenblick abweſend waren: warf ich die Aeußerung hin: daß es nun auch Zeit ſei, zu Bette zu gehen, daß ich auf der Ruine ſchlafen würde, und ob einer von ihnen etwa ſo gefällig wäre, die Parthie mitzumachen; Betten ſtänden bereit, und wir könnten da oben noch bei einem Glaſe Ungar, ein Stündchen verplaudern.

Sie entſchuldigten ſich alle drei mit den gehorſamſten Bücklingen. Der Amtmann hatte noch zu ſchreiben; der eine Schreiber mußte bei der Caſſe ſchlafen, und der zweite morgen früh ſehr zeitig auf dem Platze ſein, um die Leute zur Arbeit zu wecken. Man ſah es allen Dreien an, daß ſie dieſe Entſchuldigungen nur ſuchten, um der Ruine zu entgehen, und ich mußte allein hinauf.

Jetzt erſt fing ich an furchtſam zu werden. Ich hatte eine Beklommenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Ich ſchalt mich einen Thoren; aber ich konnte meine Bangigkeit nicht bezwingen.

Es ſchlug ein Viertel auf eilf Uhr; ich mußte endlich gehen.

Die Tante ließ mir eine Laterne geben. Im Schlafzimmer, meinte ſie, würde ich zwei Lichter finden; auch ſei Wein und Waſſer beſorgt, und morgen früh wollte ſie mit Julien heraufkommen, um mit mir gemeinſchaftlich zu frühſtücken.

Ich ging.

Das Gewitter hatte ſich verzogen, der Himmel war trübe, der Mond wandelte hinter zerriſſenen Wolkenſchleiern, und ward nur ſelten ſichtbar über den ſtillen Bergen, deren Gipfel ſich in dem ſchwarzen Himmel verloren. Das Wetter leuchtete einige Mal, aber nur in der weiteſten Ferne. Die Aeſte der Bäume waren vom Regen ſchwer belaſtet; in den Wipfeln rauſchte der Nachtwind.

Ich wand mich durch die dunkeln Eichen; durch das lichtere niedrige Gebüſch; ließ Cäciliens Gruft links liegen, und erſtieg, meine Laterne in der Hand, den Hügel der Ruine, und ihre, halb in der Luft ſchwebende Wendeltreppe.

Ich öffnete den kleinen Vorſaal, trat in mein Wohnzimmer, aus dieſem in das Schlafgemach, und eilte, meine Lichter anzuzünden, und die Thüre, die auf den Corridor führte, zu verriegeln. Auch die Thüre nach dem

kleinen Vorſaale, durch welche ich gekommen war, ſchloß ich hinter mir zu, und hielt mich nun für ſicher.

Schlafen konnte ich nicht.

Ich entkleidete mich, und öffnete den Bücherſchrank des ſeligen Onkels, der im Schlafzimmer ſtand, um mich durch Leſen von den bangen Gedanken abzuziehen, die unwillkührlich meine Seele umlagerten.

Das erſte, was ich ergriff, war ein Geſangbuch. Ich ſchlug es auf und las:

Warum erbebſt Du meine Seele,
Bei dem Gedanken an das Grab?
Nicht Dich umſchließet ſeine Höhle
Nur Deine Hülle ſinkt hinab!
Sie ſchuf der Allmacht Wink aus Staub,
Drum wird ſie der Verweſung Raub.

Ich wollte nichts vom Tode leſen und vertauſchte daher das Buch mit einem andern; es war Elpizon von Sintenis.

„Iſt denn die ganze Bibliothek hier der Erinnerung des Todes geweiht? ſagte

ich zu mir ſelbſt, und griff nach einem dritten Buche in kleinem Taſchenformat: es war eine höchſt merkwürdige Beſchreibung des Ordens der Tempelherren, aus dem dreizehnten Jahrhunderte. Das erſte Blatt das ich aufſchlug, enthielt das Ritual eines Trauer-acts, welcher zum Andenken eines Ordens-bruders in *** gefeiert worden war, der vielen meiner Leſer, die in der ältern Geſchichte Deutſchlands bewandert ſind, bekannt ſein wird, der durch ſeine Schriften und durch ſeinen ſtrengen redlichen Wandel, die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen ſich erworben hatte, und den ich das Glück habe, zu den Gliedern meiner Familie zählen zu dürfen. Daß er Tempelherr geweſen, erfuhr ich hier erſt.

Hier in dieſer ſtillen Stunde an ihn gemahnt zu werden, hatte ich nicht erwartet. Ich las mit der geſpannteſten Theilnahme: „Der Tempel war ſchwarz ausgeſchlagen; in der Mitte ſtand der Sarg, der die

Hülle des Entſchlummerten umfaßte. Neun Todtengerippe ſtanden am Sarge, und hielten die Lampen, die mit halbem Lichte den Tempel erleuchteten. Auf dem Sarge lag, in der Gegend des Kopfes, ein Kranz von weißen Roſen, dann der Tempelherrn-Schmuck und der entblößte Degen des Verſtorbenen. Auf dem Tiſche ein Todtenkopf und ſieben Leuchter in Geſtalt von Sphynxen. Die Templer traten einzeln und ſchweigend ein, alle ſchwarz mit Trauerflören angethan. Der Großmeiſter verkündigte den Zweck der Verſammlung, Gericht über den Todten zu halten, der in ihrer Mitte ruhe. „Es iſt Mitternacht" ſagte er, „das Grab iſt fertig. Unſer Mitbruder hat ſeine große Prüfungsreiſe vollendet; laſſet uns ſehen, wie er auf derſelben beſtanden. Iſt jemand unter Euch, der auftrete, und wider ihn klage?"

Tiefes Schweigen in der Runde. — —

Nach langer Pauſe trat der älteſte Tempelherr rechts zu den Häupten des Entſchlafenen, bat um das Wort und redete alſo:

Bruder Großmeiſter!

Brüder Tempelherren!

Nicht dem Menſchen geziemet den Todten zu richten. Gebet Gott die Ehre. Nur Er kann ſtrafen und lohnen. Nur Er durchſchaut uns bis auf den Grund, und kennet unſerer Thaten geheimſte. Darum Bruder Großmeiſter, und wenn Du dreimal rufeſt, daß wer auftrete und klage wider den Verklärten; Dein Ruf wird verhallen, und kein Templer wird ſich melden, denn wir ſind Brüder in Chriſto unſerm Herrn.

„Mein iſt die Pflicht" hob der Großmeiſter an „noch einmal Euch zu fragen. Brüder Tempelherren! Ihr ſeid freie Ordensglieder. Sprecht, wenn Ihr zu ſprechen wißt!

Wiederum eine lange Pauſe, und keiner ſprach.

Da bat der jüngſte der Templer um das Wort, und ſtellte ſich rechts zu den Füßen des Sarges, und ſagte mit weicher Stimme zu den Brüdern:

Er iſt von uns geſchieden!
Wir ſehn ihn nimmer wieder,
Gönnt ihm den ew'gen Frieden,
Ihr war't ja ſeine Brüder.

Darauf ſprach der Großmeiſter laut: „Wo keine Klage iſt, iſt kein Richter. Klaget Keiner?“

Und die Brüder beugten ihre Kniee, und erwiederten alle ſammt und ſonders:

Gott iſt unſer Richter!

Jetzt aber hob der Großmeiſter einen Hammer von Eiſen, und that damit drei ſchwere Schläge auf ein Kreuz von Eiſen, und rief in den Kreis: „öffnet die Pforten des Todes.“

So weit hatte ich geleſen, da klopfte es dreimal außerhalb meines Zimmers. Ich erbebte und ſchlug das Buch unwillkührlich zu.

Ich horchte eine lange Weile.

Es war alles wieder ſtill. Täuſchung! rief meine Vernunft. Ich hatte in Gedanken in der Reihe der trauernden Tempelherren geſtanden; meine Phantaſie war aufgereizt, ich hatte ein Klopfen gehört, das mein äußeres Ohr nicht berührt hatte. Ich beſchwichtigte mich, durch dieſe Auseinanderſetzung mit Gewalt, und griff wieder nach dem alten Buche, das mich wunderbar anzog, um darin weiter zu leſen.

Und die Brüder Lehrlinge, rollten den Teppich links neben dem Sarge auf, und ſiehe, ein offnes Grab befand ſich dicht neben dem Sarge. Den Rand des Grabes aber ſchmückten ſchweigend die drei jüngſten Brüder mit einem leichten Gewinde von friſchen weißen und rothen Roſen. Während ſie das thaten, ſagte der Großmeiſter: Brüder Meiſter! Antwortet was ich Euch frage.

Wenn wird Gott Recht ſprechen über die Todten?

Erſter Meiſter. Am jüngſten Gericht.

Großmeiſter. Wer wird des Menſchen Kläger ſeyn?

Zweiter Meiſter. Sein Gewiſſen.

Großmeiſter. Wer ſein Vertheidiger?

Dritter Meiſter. Niemand.

Großmeiſter. Wer ſein Erbarmer?

Vierter Meiſter. Niemand.

Großmeiſter. Niemand?

Fünfter Meiſter.. Gott iſt unſer Richter.

Großmeiſter. Iſt Gott nicht auch allmächtig?

Sechſter Meiſter. Und allgerecht.

Großmeiſter. Hört Brüder Tempelherren! Gott iſt allgerecht! Darum beuget Euern Willen vor ſeinem Geſetz.

Siebenter Meiſter. Das Grab iſt fertig. Legt den Bruder in den Schoos ſeiner Mutter.

Dreimal ſchlug wieder der Großmeiſter mit dem eiſernen Hammer auf ſein eiſernes Kreuz, und die Brüder knieeten um das Grab herum, und küßten ſchweigend die Erde.

Da klopfte es dreimal wieder, deutlicher als vorher, und ein leiſes Gewimmer folgte dieſem räthſelhaften Klopfen. —

Beides hatte ich beſtimmt gehört.

Es klang, als ob Eiſen auf Eiſen fiele. Ich ſtierte auf die Thür, die nach dem Corridor führte; dort war das Geräuſch hergekommen.

In dieſem Augenblicke hörte ich ein ſtarkes, lang anhaltendes Röcheln, dem letzten, lange verhaltenen Sterbeſeufzer eines Verſcheidenden gleich.

Ich erſtarrte — mein ganzes Blut drängte ſich mir in das Herz; die Bruſt hätte mir zerſpringen mögen.

Ich hatte, meiner unbewußt, das Licht in der Hand. Ich wollte hinaus auf den

TAYLOR INST. OXFORD

Corridor. Tauſend Ahnungen traten vor meine Seele.

Wie kann man ſich ſo aus ſich ſelbſt verlieren, ſagte ich endlich zu mir halblaut, raffte mich zuſammen, und ſuchte mich zu beſchwichtigen. Das Klopfen und das Gewimmer, und das Röcheln — es iſt ja alles nichts geweſen. Du haſt — ach was hilft da alles Grübeln und Sinnen; es iſt platterdings nichts geweſen. —

Ich griff noch einmal nach dem Buche im ſchwarzen Sammt, ich wollte die Beſchreibung der Todtenfeier noch ausleſen, und dann zu Bette gehen.

Ein leiſer Froſt überreifte mir alle Glieder, aber ich ließ mir gegen mich ſelbſt nichts davon merken; ich nahm mein Buch, ſchlug auf, wo ich ſtehen geblieben und las weiter: Darauf hoben die Lehrlinge den Deckel vom Sarge, und der Entſchlummerte lag im weißen Sterbekleide. Die Hände und Füße gebunden. Die Schläfe mit Lorbeer

und Weinlaub umwunden; auf der Bruſt ein langes goldenes Kreuz mit Edelgeſteinen reich geſchmücket, auf dem Herzen aber ein friſcher blühender Veilchen-Strauß!

„Brüder Lehrlinge!“ hob der Großmeiſter an, „thut wie ich Euch befehle, und antwortet, was ich Euch frage: Was bedeutet der Kranz von Lorbeer und Weinlaub?“

Erſter Lehrling. Der Menſch iſt geſchaffen für Ehre und Freude.

Großmeiſter. Höheres wartet des Menſchen über den Sternen. Lorbeer und Weinlaub verwelken. Entſchmücket den Todten.

Und die Lehrlinge nahmen den Kranz von den Schläfen des Entſchlummerten.

Großmeiſter. Was bedeutet das goldene Kreuz?

Zweiter Lehrling. Nach Glanz und Reichthum ringt der Menſch.

Großmeister. Wie ward der Mensch geboren?

Dritter Lehrling. Ohne Metall.

Großmeister. So soll er auch fahren zur dunkeln Erde, ohne Glanz und arm, wie er gekommen. Entschmücket den Todten!

Und die Lehrlinge nahmen das goldene Kreuz mit den edeln Gesteinen von der Brust des Entschlummerten.

Großmeister. Warum sind ihm Hände und Füße gebunden?

Vierter Lehrling. Um anzudeuten, daß keiner hienieden frei sei von der Knechtschaft seiner Sinne.

Großmeister. Der Tod hat die Ketten der Sinne gebrochen. Entfesselt den Freien.

Und die Lehrlinge thaten, wie ihnen befohlen.

Großmeister. Was soll der Veilchenstraus auf seinem Herzen?

Fünfter Lehrling. Die Bruderliebe hat ihn damit geschmückt. Er ist des Schmu-

ckes werth, denn er war demüthig im Leben und bescheiden. Nur solchen soll der Lohn Gottes werden.

Großmeister. Wißt Ihr gewiß, daß der Bruder im Sarge todt, und zum Erdendenschlafe bereit sey?

Sechster Lehrling. (ihn bei der Hand fassend) Das Fleisch trennt sich vom Knochen, die Haut lös't sich vom Fleische, Er ist todt.

Großmeister. Wie ist sein Grab?

Siebenter Lehrling. (am Rande des Grabes, mit dem Blicke auf die Gruft geheftet) Dunkel — tief — enge — kalt.

Großmeister. Brüder Gesellen! Leistet dem Entschlafenen den letzten Liebesdienst! Gebt ihm das Geleite eures Bruderseegens, denn er stand in Eurer Mitte.

Darauf legte der erste Bundesgesell ihm seine Rechte auf das Haupt und sprach: „Bruder Gesell! Wohl Dir, wenn Du

der Weisheit Schätze geſammelt, ſo viel Du vermocht haſt; fahre mit Gott.“

Der zweite aber legte ihm die Rechte auf die Augen, und ſprach: „Wohl Bruder, Dir, wenn Du mit mildem Blick die ſchwache Welt betrachtet.“

Der dritte aber legte ſeine Rechte ihm auf das Geſicht, und ſprach: „Er ſchrieb Dir Gutes in's Geſicht. Heil Dir, wenn keinen Du mit dieſer Schrift betrogen.“

Der Vierte aber legte ihm ſeine Rechte auf den Mund und ſprach: „Stumm iſt das Grab! Geſchloſſen Deine Lippe. Leicht wird die Erde Dir, wenn nie Dein Mund dem Bruder hat geſchadet.“

Der fünfte aber legte gefaltet beide Hände ihm auf das Herz und ſprach ſanft bewegt: „Es hat ausgeſchlagen das fromme Herz. Mein Freund, mein Bruder, fahre wohl. Wir leben ja nur um zu ſterben, und nur, wer lebt, wie Du, ſtirbt leicht. Das iſt der Lohn der Tu-

gend, daß ſie dem Tode ſeine Schrecken nimmt.“

Der Sechſte aber legte ſeine Rechte ihm auf die Füße, und ſprach: „Wer auf der rechten Bahn hier wandelt, der wird den Pfad zum Gnadenreich, auch durch des Todes Grauſennacht, gar wohl zu finden wiſſen.“

Und endlich ergriff der Siebente des Todten Rechte und ſagte: „Du haſt, Bruder Geſell, am rauhen Steine gearbeitet, mühvoll und unverdroſſen. Dein Gott ruft Dich zur höhern Arbeit ab, den letzten Händedruck giebt Dir Dein Bruder. Schlaf ſanft den langen Schlaf. Dort in des Tempels lichten Hallen vereint uns Gottes Liebe wieder.“

Hierauf hoben die Lehrlinge den Deckel wieder auf den Sarg und verſchloſſen ihn mit ſieben Nägeln. Dann aber ſangen die Meiſter unter gedämpfter Muſik:

Ne recorderis, domine, peccata il-

lius, dum veneris judicare saeculum per ignem. *)

Nach deſſen Beendigung ſtimmte der ganze Kreis das de profundis an, während deſſen einer nach dem andern hinzutrat, den Sarg mit Weihwaſſer beſprengte und ſprach:

Mein Bruder, Du biſt der Welt geſtorben, und lebeſt jetzt in Gott.

Darauf ſtimmte das unſichtbare Chor das Libera an; alle Kerzen, bis auf die des Großmeiſters verlöſchten. Die Brüder, Meiſter und Geſellen legten ſich, in der Form eines Kreuzes, auf die Erde und beteten ſtill. Die Brüder Lehrlinge aber ſenkten ſchweigend und langſam den Sarg in die Gruft, und während dem erhob

*) Auch bei den Brüdern des Todes war dieß die Leichenceremonie, wenn ſie Mitglieder ihres ſchrecklichen Ordens zur Erde beſtatteten.

der Groſsmeiſter den eiſernen Hammer, und ließ ihn dreimal fallen, auf das Kreuz von Eiſen, und ſprach dazu: „Ich ſeegne Dich im Namen des dreieinigen Gottes.

Im Namen des uralten ehrwürdigen Ordens der Tempelherren.

Im Namen der hier verſammelten Brüder Meiſter, Geſellen und Lehrlinge.“

Da klopfte es zum dritten Male wieder dreimal draußen ſo ſtark und vernehmlich daß ich zuſammenfuhr, und vor Schreck faſt kein Glied rühren konnte.

Es klang wie Eiſen auf Eiſen.

Dießmal war es keine Täuſchung. Ich hatte es zu deutlich gehört. Ich verlor den Athem aus der Bruſt; das Haar ſträubte ſich mir empor, es lief mir kalt durch alle Marck-Röhren. —

Horch —

Es ächzte auch wieder, aber ſchwächer als vorhin. — Der Apfel im Auge erſtarr-

te mir. Die Hände krampften ſich geballt in einander.

Die Möglichkeit des Erſcheinens geſchiedener Geiſter, drängte ſich mir wider Willen auf. Ich kämpfte mit der Idee, als mit dem gefährlichſten Feinde meiner Ruhe für dieſe Nacht; aber mein ſonderbar aufgeſchrecktes Gemüth erlag im Kampfe.

Ein Lebender war auf der Ruine außer mir nicht, daß wußte ich beſtimmt; ein Räuber würde ſich nicht ſo gemeldet haben. Einen Scherz konnte mir niemand bereiten wollen, denn es wußte von meinem Hierſein, außer den Hausgenoſſen meiner Tante, keine Seele; und die Tante und Julie waren zu Scherzen der Art jetzt nicht aufgelegt; die übrigen Bewohner des Hauſes aber, ſtanden zu mir in einem Verhältniſſe, das ihnen einen Scherz dieſer Gattung nicht leicht erlaubte.

Auch klang das leiſe Gewimmer vorhin und jetzt das langſame ſchreckliche Geächze

nicht wie Scherz. Das war der letzte Laut des Kampfes mit dem Tode.

Aber tönte es von der Gruft der früh verblichenen Cäcilie herauf? — war es der Nachhall des Todesseufzers aus dem Munde des gefallenen Bruno? oder der letzte Hauch, der ihrer Gewissenslast erliegenden Lea? — oder ein Schmerzenslaut des Bruder Templers?

Oder waren alle diese Fragen grundlos, und lag ein Hülfloser auf der Straße, die neben dem Garten sich in das Thal hinabzog, und hatte an die Gartenthür geklopft, und den Bewohner der Ruine, den er an der Beleuchtung meines Fensters gewahrt hatte, um Beistand angefleht? —

Das ist es! rief ich, mich selbst tröstend, mir zu, warf meinen Staubmantel um, zündete die Laterne an, griff nach meinem Degen, und wollte hinab auf die Straße; — da rauschte eine sanfte Musik durch mein stilles Zimmer, wie das Gesäusel einer Engelsharfe.

Ich blieb erſtaunt mitten in der Stube ſtehen.

Die zarten Töne waren wieder verhallt.

Es regte ſich nichts; nur in meinem Innern klangen ſie noch wieder. Ein kalter Schauer rieſelte mir über den Rücken.

Dieß waren keine irrdiſchen Laute geweſen; ſie klangen, als würden ſie von höhern Sphären auf den Wolken zu mir herabgetragen. Ich wollte mich überreden, daß ich mich getäuſcht hätte; aber ich hatte den harmoniſchen Accord beſtimmt gehört. Ich hätte ihn nachgreifen wollen, wenn ich eine Harfe zur Hand gehabt hätte, ſo lebendig ſtand er noch vor meiner Seele.

Nein! es war keine Täuſchung!

Der himmliſche Laut tönte jetzt wieder, ihm folgte die Melodie: Wie ſie ſo ſanft ruhn ꝛc. Zwei gedämpfte weibliche Stimmen begleiteten die unſichtbare Muſik. Ich vernahm deutlich:

Wie ſie ſo ſanft ruhn,
Alle die Seeligen,
Zu deren Wohnplatz
Jetzt meine Seele eilt.
Wie ſie ſanft ſo ruhn, in die Gräber
Tief zur Verweſung hinabgeſenket!

Jedes Wort verſtand ich: es war, als ſtände der unſichtbare Chor neben mir.

Das ſind keine Geiſter, das ſind Menſchen! rief ich mir freudig zu, und öffnete das Fenſter, um zu ſehen, ob ich unten Jemand erblickte.

Cäciliens Gruft unter mir war erleuchtet; das Licht aus derſelben beſtrich den, vor der Gruft befindlichen Blumenplatz. Der Mond war hinter das Gebirge geſunken, ſchwarze Mitternacht umhüllte das Thal. Ein ſchwacher ferner Blitz leuchtete matt an dem jenſeitigen Felſen wieder; die Glocke des Kirchthurmes im Dorfe ſchlug eilf. —

Ich rief hinab: Wer iſt da?

Keine Antwort. — Aber in den Schluch-

ten des ungeheuern Gebirges, hallte es langsam dreimal wieder: Wer ist da? — ist da? — da?

Ich vernahm den zweiten Vers des frommen Nonnengesanges:

Und nicht mehr weinen
Hier, wo die Klage flieht;
Und nicht mehr fühlen,
Hier, wo die Freude flieht,
Und unter traurigen Zypressen
Bis sie der Engel hervorruft, schlummern.

Ich will hinab! sagte ich leise zu mir und schloß das Fenster. Dort unten müssen Menschen seyn!

Ich konnte mich eines heimlichen Zitterns nicht erwehren. Ich griff nach den Pistolen; sie flogen mir in der Hand. In dem exaltirten Zustande konnte ich nicht zielen, nicht treffen; ich legte sie weg.

Der dritte Vers der Kloster-Jungfrauen von St. Clara begann:

Wie, wenn bei ihnen,
Schnell wie der Roſe Pracht,
Dahin geſunken,
Modernd im Aſchenkrug
Spät oder frühe, Staub beim Staube
Meine Gebeine begraben liegen!

Spät oder frühe! wiederholte ich langſam und ging. Ich umgriff den bloßen Degen mit einem Krampfe, als ob ihn mir jemand aus der Hand reißen wollte, ſchloß die Thüre des Zimmers auf, und ſtieg, die Laterne in der Hand, in den Staubmantel gehüllt, die Treppe hinab. Der Grabesgeſang begleitete mich, aber ich konnte keine Worte mehr verſtehen. Es war, als hätten ſich die Sänger, und der unſichtbare Harfner mehr entfernt. Als ich die Treppe herabgekommen war, bog ich rechts um den Berg herum, näherte mich auf den Zehen der Gruft, und ſtand jetzt vor dem eiſernen Gitterthor.

Die Gruft war nur halb erleuchtet.

Die Muſik war verſtummt. Mitten in der Todeshalle ſtand auf einer Erhöhung, zu der einige Stufen führten, ein verſchloſſener Sarg. Ein Mädchen kniete daneben betend; die Hände vor dem Geſicht gefaltet, hatte es den Kopf an den Sarg gelehnt.

Eine ſchöne Blondine, aber bleich, wie der Schatten eines Geiſtes; das ſeidene Haar ringelte ſich in weichen Locken um den kleinen Kopf; eine weiße Roſe wogte am bebenden Buſen, — es war Cäcilie! — Juſt ſo hing ſie im Zimmer oben.

Ich war außer mir vor Schrecken. Die Grabesſtille um mich her, die matte Beleuchtung der Gruft, die kalte Mitternacht-Luft, welche mich von unten bis oben beſtrich; Cäcilie, die Todgeglaubte, neben ihrem Sarge, das ruckweiſe heilige Rauſchen in den Wipfeln der Eichen hinter mir — das Blut gerann mir in den Adern. Ich ergriff einen Stab des Gitters, ſchüttelte unwillkührlich am ſchwarzen Toden-Thore und

rief mit der Stimme eines Verzweifelnden: Cäcilie!

„Herr Jesus! mein Heiland!“ schrie das Mädchen, rang die Hände gegen die Decke des feuchten Gewölbes, und richtete sich auf. In demselben Augenblick verschwand die Beleuchtung; ein furchtbarer Krach ertönte im Innern der schwarzen Gruft; ich prallte vor Entsetzen drei Schritte vom Gitter zurück, und eilte, meiner halb unbewußt, und von unsäglicher Angst verfolgt, in die Zimmer meiner Ruine hinauf.

Ich flog an das Fenster, um zu sehen, ob die Gruft wieder beleuchtet sei; es war alles finstere schwarze Nacht; im Gebüsch verschwand eine weiße Gestalt.

Ich schloß das Fenster.

Meine Ruhe, meine Festigkeit waren von mir gewichen. Ich war unschlüssig, ob ich die Schreckensnacht hier oben in dieser gräßlichen Wohnung der Geister zubringen, oder hinabgehen sollte, in das Wohnhaus

der Tante, um dort Ruhe zu ſuchen, die ich hier zu finden nicht hoffen durfte.

Da klopfte es wieder mit dem eiſernen Hammer draußen im Corridor, als riefe der Großmeiſter der Templer die Brüder zur Ordnung, und das dumpfe Gewinſel und das qualvolle Röcheln des Sterbenden drang an mein Ohr.

Ich horchte erſtarrend. —

Aber wer beſchreibt meinen Schreck, als ich Waffengeklirre in der Ferne vernahm, dem ein höhniſches Gelächter folgte. Ich hörte deutlich zwei Klingen, die gegen einander kämpften; ich hörte ſie deutlich fallen auf Panzer, Helm und Schild, und nur ein Satan konnte ſo lachen. Das Geklirre der ſcharf auf einander ſchlagenden Klingen ſchien aus dem Ritterſaale zu kommen.

Ich war meiner kaum mehr mächtig.

Hat ſich denn die Hölle gegen mich verſchworen? ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt. Sind geheime Kräfte in der Na-

tur, welche die Toden aus ihren Gräbern rufen, ſo willſt du ſie ſehen. Dieſe furchtbare Nacht ſoll dir Aufſchluß über die Geheimniſſe der Unterwelt geben, den deine Seele lange ſchon geahnet hat.

Mehr aus Verzweiflung, als mit Bedacht, nahm ich zum zweiten Male Laterne und Degen, und öffnete langſam und mit zitternder Hand die Thüre, die zum Corridor führte.

Mit ſtierem Auge ſtarrte ich hinaus in den langen ſchmalen Gang, und ſah nichts.

Es war alles ſtill.

Mich ſchüttelte ein kalter Fieberfroſt; ich vermochte kaum die Laterne zu halten; aber meinen ſcharf geſchliffenen Degen packte ich feſt im Griffe, und ging langſam weiter in den Corridor hinab. Die Zähne wollten mir klappern; ich kniff ſie feſt auf einander. Ich mußte jetzt Aufſchluß haben, und hätte es mir das Leben koſten ſollen.

Die Thüre rechts zu dem Ritterſaal

war verſchloſſen; aber an der ſchwarzen eiſernen Thüre links, über welcher das Bild der unglücklichen Lea hing, war das große Vorlegeſchloß geöffnet, und die eiſerne Schiene, die heute Nachmittag queer über die Thüre weggelegen hatte, hing jetzt herunter. Hier war, wie die Tante geſagt hatte, die Polterkammer, aus der, wie ich mich entſann, eine kleine Wendeltreppe, den Thurm hinab, in das ehemalige Verlies führte.

Mit bangem Zagen lüftete ich die angelehnte Thür ein wenig. Das gewölbte Gemach war ſchwach erleuchtet.

Zwei hohe Rittergeſtalten, von oben bis unten geharniſcht, ſtanden vor mir. Bruno der Erſchlagene, und Gotthard ſein Mörder. Sie erſtarrten, als ſie mich gewahrten; dem einen entſank ſein Schwerdt.

Ich bebte zurück; der Athem entging mir; ich hatte keine Luft mehr in der Kehle; ich ſchlug die Thüre hinter mir zu, daß es im alten Schloſſe krachte, als hätte das

Wetter eingeſchlagen. Lea's Jammerbild ſtürzte herab, und fiel dicht hinter mir nieder; die Gewappneten brüllten: Ha! Ho! Ha! Ho! und raſſelten mit ihren ſchwarzen Panzern dicht hinter mir drein.

Ich wollte auf mein Zimmer zurück, da packte mich etwas unten am Zipfel des Mantels. In der Verzweiflung verwendete ich den Degen, und ſtach rücklings hinter mich. Mein Degen faßte das was mich gepackt hatte. Ich ſtieß wie ein Raſender, den Mordſtich anderthalb Fuß tief. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke kam ich wieder zur Beſinnung; ich wendete den Kopf um, meine Augen glitten an meiner Klinge hinab, da ſah ich Unglücklicher, wen ich durch und durch geſtochen hatte.

(Fortſetzung im zweiten Bändchen.)

Das Blutbeil.

Bei einem der reichſten Fleiſchhauer in einer bedeutenden Provinzialſtadt, war ein junger Grenadier mit einem Unteroffizier einquartirt. Der junge Soldat erzählte eines Morgens dem Unteroffizier, daß er in der vergangenen Nacht einen ganz eignen Traum gehabt habe; er könne ſich deſſelben nicht mehr recht genau entſinnen; nur ſo viel ſei ihm daraus erinnerlich, daß er eine zarte weiße Jungfrau geſehen habe, mit einem Kranze von funkelnden Sternen um

das Haupt, und freundlichen Angeſichts, die ihn gebeten habe mit ihr zu gehen.

„War ſie hübſch?“ fragte ſcherzend der Unteroffizier.

„Schön wie ein Engel im Himmel,“ antwortete der Grenadier, „aber blaß. Kein Tropfen Blut im Geſichte; große, große Augen, aber kein Leben darin; weiß war ihr Gewand, aber im Halstuche hatte ſie drei große Blutflecken. Nein, mit der hätte ich nicht gehen mögen!“

„Sprach ſie denn nicht mit dir?“ fragte der Unteroffizier jetzt ernſthafter.

„Kein Wort. Sie ſtand dicht vor meinem Bette. Es war, als käme ſie gerade aus dem Grabe zu mir, ſo kalt war die Luft, die ſie mitbrachte. Dreimal winkte ſie mir, ohne eine Miene zu verziehen. Ihre Hand war knochendürr, und gelb wie eine Todenhand. Mich ſchauderte vor dem Gedanken, daß ſie mich anrühren könne; da erwachte ich, und das Leichenbild war verſchwunden.“

Beide ſprachen noch lange über den Traum, und der Unteroffizier hatte den vernünftigen Einfall, von der ganzen Sache gegen die Wirthsleute nichts zu erwähnen. Die Tochter vom Hauſe war ungefähr in dem Alter der erſchienenen Jungfrau; Leute der Art, meinte er, machen ſich gleich Gedanken von Krankwerden und Sterben. Wozu die Menſchen ohne Noth quälen!

Beim Schlafengehen am nächſten Abend, ſagte der Unteroffizier lächelnd: „Wenn Deine blaſſe Jungfrau Dich wieder beſucht, ſo grüße ſie von mir.“

Der Grenadier aber drückte die Augen feſt zu, und wollte von dem Nachtgeiſt nichts wiſſen; doch dieſer kam ungebeten.

Ganz ſo, wie geſtern erſchien ihm die Jungfrau, und, zur Vermehrung ſeines Entſetzens, ſprach ſie dießmal mit leiſer Stimme, aber vernehmlich: „Ich habe keine Ruhe im Grabe, denn nur eingeſcharrt bin ich; niemand hat mich chriſtlich zur Erde beſtat-

tet, und ich bin fromm gewesen und unschuldig; darum sollst Du Dich meiner erbarmen, und die Last wegnehmen, die auf dem Todenhügel liegt, unter dem ich schlummere."

Der Träumende erwachte, von Graus und Schrecken übermannt, und die blasse Jungfrau, mit den drei Blutflecken im Tuche, war verschwunden.

Er erzählte dem Unteroffizier am Morgen seinen zweiten, bösen Traum, und dieser scherzte nicht mehr, sondern schüttelte bedenklich den Kopf. Beide zergliederten jedes Wort, was die Erscheinung gesprochen, und beide kamen darin überein, daß das Mädchen ermordet seyn müßte.

Zur Familie des Wirths mußte die Unglückliche nach ihrer Vermuthung gehören; denn nur in diesem Hause war sie dem jungen Krieger erschienen, sonst hatte er nie Träume der Art gehabt; und war sie kein Mitglied der Familie, wo sollten sie der Unseligen auf die Spur kommen?

Beim Mittageſſen brachte der Unteroffizier, ein gewandter Kopf, das Geſpräch auf den Tod. Die Kinder ſaßen alle friſch und geſund um den Tiſch herum. Er meinte, daß dies den Aeltern Freude machen müſſe, ſo alle beiſammen um ſich zu ſehen, und fragte ganz hingeworfener Weiſe: „Haben Sie nie eine Leiche im Hauſe gehabt?“

„Gott ſei Dank! nein,“ antwortete die Frau: „ſo lange wir im Hauſe wohnen, und das iſt ſeit unſerer Verheirathung, iſt uns noch niemand geſtorben, der uns lieb geweſen wäre.“ Der Fleiſchhauer aber legte Meſſer und Gabel weg, und verfärbte ſich und konnte den Blick des Fragenden nicht ertragen, ſondern ſchlug das Auge nieder, und ging bald vom Tiſche, unter dem Vorgeben dringender Geſchäfte.

Dieſe auffallende Veränderung bemerkten beide, der Unteroffizier wie der junge Soldat, und erſterer ſagte, als ſie nach dem Eſſen wieder auf ihrem Zimmer waren:

„Dahinter ſteckt etwas, den Menſchen traf das böſe Gewiſſen zu ſichtbar; haſt Du geſehen, wie er nach Luft ſchöpfte und die Bruſt ihm zu eng ward, als ich von der Leiche anfing? Ich werde morgen bei ihm auf den Buſch klopfen! das iſt nicht richtig!“

Als es Abend ward, begann der Grenadier wieder von ſeinem Traume zu ſprechen. „Ich habe, meinte er, bei Leipzig gefochten, und bei Laon und auf dem Montmartre: Gott weiß, da ging es heiß her; aber ich will lieber eine ganze Schlachtlinie, als die Jungfrau noch einmal ſehen. Sie kommt mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne; wo ich ſtehe und gehe, wandelt ſie vor mir; es iſt mir immer, als ſage ſie mir etwas ins Ohr mit ihrer heimlichen Stimme und dann weht es mich kalt an, als ſei das ihr Grabes-Odem aus dem todtenblaſſen Munde; ihre Lippen waren doch auch ſo weiß, wie Kreide. Es friert mich, wenn ich daran denke.“

„Sei kein Narr, Burſche,“ erwiederte der Unteroffizier: „biſt darin geweſen, im Feuer, wie ein Löwe und haſt Dich überall geſchlagen, wie ein braver Kerl, und nun wirſt Du Dich fürchten, vor einem leeren Hirngeſpinſt!“

„Fürchten? bei meiner armen Seele nicht! Ich habe mich noch vor nichts gefürchtet; aber in der Geſchichte mit dem Mädchen, da grauſt mich etwas an, ich weiß nicht was. Ich kann das nicht ſo beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber die Haut auf dem ganzen Leibe wird mir kalt, es iſt mir, als würden mir die Haare dünner auf dem Kopfe, wenn ich an das geſpenſtige Weſen denke. Das Geſicht iſt hübſch, da möchte ich gern hineinſchauen, nur das Stiere im Auge und die bleiche Farbe, und die vertrockneten Leichenhände, und der Verweſungs-Geruch in dem weißen Sterbekleide — nein, nein, ich mag die Traum-Geſtalt nicht wieder ſehen.“

„Wenn Du das Mädchen aber wiederſiehſt,“ ſagte der Unteroffizier, „ſo behalte die Faſſung, und höre es ruhig an, und thue was es von Dir will; merke auf alles recht genau, daß Du mir es von Wort zu Wort erzählen kannſt, damit ich meine Maaßregeln darnach nehme; rühre es nicht an und greife nicht darnach; beides mögen dergleichen Luftbilder nicht leiden.“

Sie legten ſich nieder; lange plauderten ſie aus den Betten mit einander. Endlich ſchliefen ſie ein.

Gehüllt in das Dunkel der ſchweigenden Nacht, trat die weiße Jungfrau zum dritten Male vor die Seele des ſchlafenden, jungen Kriegers. „Mache meinem Leiden ein Ende,“ ſagte ſie heimlich, aber vollkommen verſtändlich. „Geh hinab in den Hof! Da wirſt du ein hohes verfallenes Gemäuer finden, zwiſchen dieſem liegt ein Mordbeil. Du wirſt es an meinem Blute erkennen. Das nimm weg! dann habe ich Ruhe in

der kalten Erde. Drei Wunden hat mir das Mordbeil geſchlagen — (ſie ſchob das Tuch vom Halſe etwas zurück, und zeigte die tiefen, weit aufklaffenden, ſchrecklichen Wunden) da bin ich geſunken in die Nacht des Todes. Ich weiß, wer mich gemordet, aber ich darf es nicht kund machen; der Schreckliche wird ſeine Schuld Dir ſelbſt bekennen, wenn er mein Blut ſieht. Rein iſt mein Blut nicht mehr; der Abſcheuliche hat es geſchändet. Doch dieſerhalb darf Dir nicht grauſen. Du biſt der Einzige im Hauſe, der das Werk verrichten kann. Denn von Deinen Händen iſt auch ſchon Menſchenblut gefloſſen, aber Du biſt darum nicht ſtrafbar. Du biſt groß und herrlich dadurch geworden, denn Du haſt erwürgt die Feinde des Landes. Geh und thue, wie ich Dir geſagt habe, aber ſprich vor vollbrachtem Werke keinen Menſchen; der Morgen dämmert; auch der meinige. Die Verklärung tagt vor meinen Augen."

So ſprach die Jungfrau und verſchwand.

Der Grenadier erwachte, und der Morgen graute.

Jedes Wort der Jungfrau wiederholte ſich der Soldat. Es war ihm, als hätte er nicht geträumt, als hätte er ſie wachend geſehen.

Nach einigem ſtillen Sinnen ſtand er auf, kleidete ſich, ohne den Unteroffizier zu wecken, an, warf den Mantel über, nahm ſein Seitengewehr und ſchlich ſich zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter.

Er entriegelte leiſe die Hofthür, öffnete ſie, ging einige Schritte in den Hof vorwärts, und erblickte rechts in einem Winkel richtig das hohe verfallene Gemäuer.

Es ſchien die Umfaſſungswand eines ehemaligen Stalles geweſen zu ſeyn. Ohne Dach und Holzwerk. Die Thüre war mit ſchweren Holzkloben verrammelt, die ſo groß waren, daß ein Menſch ſie nicht heben konnte. Aber an der einen Wand des Gemäu-

ers lagen Holzſtubben und Wagengeräthſchaften, auch ein Stück einer alten Leiter. Er kletterte hinauf, ſo, daß er in den innern Raum des Gemäuers hinab ſehen konnte; dieſer war leer. In einem Winkel des Raums erhob ſich ein Hügel aufgeworfener Erde, darüber kurzes Dornengeſträuch, und etwas faules Stroh. Der junge Grenadier ließ die Leiter hinab, um dann wieder hinauf kommen zu können, und ſprang ihr nach.

Er ſchürte das Stroh und das Dornengeſträuch weg. Da fiel ihm das Mordbeil entgegen.

Kalt und krampfig zuckte es ihm in der vor Entſetzen erſtarrten Hand, als er darnach griff.

Er nahm es mit ſich, eilte ungeſehen zurück auf ſein Zimmer, und legte es dem eben erwachenden Unteroffizier vor das Bette. Umſtändlich erzählte er nun, wie ihm die Jungfrau im Traume wieder erſchienen, was ſie geſagt, und was er darauf gethan.

Aber der kalte Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, und er vermaß ſich hoch und theuer, daß er einen ſolchen Gang nie wieder thun möge. „Lieber auf eine Batterie, als noch einmal nach dieſem Beile!“ ſagte er und ſchüttelte ſich, als wende ſich vor innerem Fieberfroſt das Herz im Leibe um.

Der Unteroffizier hatte ſehr aufmerkſam zugehört; er unterſuchte das Beil; allein der daran befindliche Roſt erlaubte keine genauere Erforſchung des, nach der Ausſage der Jungfrau daran klebenden Blutes.

Unterdeſſen war das Haus wach geworden, und die Stimme des Fleiſchhauers ließ ſich vernehmen. Der Unteroffizier kleidete ſich ſchnell an, und trug dem Grenadier auf, jenen heraufzurufen. Als er ihn kommen hörte, bedeckte er ſchnell das Beil mit einem Tuche.

Der Fleiſchhauer trat ein, wünſchte einen guten Morgen, und fragte nach dem Begehren der Einquartirten.

„Herr Wirth,“ begann der Unteroffizier in festem Tone, mit scharf auf den armen Sünder gerichtetem Blick, das verrostete, schreckliche Beil, mit dem Tuche verhüllt in der Hand. „Herr Wirth, Ihre Gräuelthat ist an das Tageslicht gekommen, und das Blutbeil, mit dem Sie dem Mädchen die drei Todeswunden in den Hals geschlagen haben, — hier ist es.“

Der Uiberführte schlug laut aufschreiend die Hände gen Himmel und sank mit dem gräßlichen Brüllen der Verzweiflung ohnmächtig zu Boden.

Der Unteroffizier aber faßte ihn an der Brust, rüttelte ihn in das Leben zurück und überlieferte den Mörder dem Criminal-Gerichte.

Gleich im ersten Verhör gestand der Entsetzliche seine ungeheuere That.

Das Mädchen war die Tochter eines bemittelten Bürgers in seiner Straße. Durch tausend Künste hatte er die Tugend des

ſchuldloſen funfzehnjährigen Kindes einzuſchläfern und ihre Sinnlichkeit zu wecken gewußt. Nach einigen Monaten geſtand ſie ihm die Folgen ihres vertraulichen Umgangs. Er beſchwichtigte ihre Todesangſt mit der Verſicherung, ihre Furcht zu bannen, und gab ihr mehrere Arzneimittel. Doch dieſe bleiben ohne Wirkung, und ſchon fallen der Mutter ſorgſame Blicke auf die veränderte Geſtalt des Mägdleins. Da verabredet der Gräßliche mit dem armen gequälten Kinde, daß ſie beide eines Morgens zuſammen wegfahren wollen zu einer klugen Frau, auf einem nicht fernen Dorfe, die ſchon hundert Mamſells aus der Stadt geholfen habe, und bei der ſie ſich gewiß auch Raths erholen werde; er beſtellte die Leichtgläubige, höchſt berechneter Weiſe gerade an einem Morgen ganz früh zu ſich, an dem ein franzöſiſches Infanterie-Regiment abmarſchirte.

Sie kam.

Im Hauſe des Fleiſchhauers ſchlief noch

alles, er lockte ſie in den verfallenen Stall, deſſen Thüre damals noch offen ſtand. Dort hob er raſch das Beil, und wollte ihr den Kopf ſpalten, ſie wandte ſich aber, vor Schrecken halb todt, um dem gräßlichen Schlage auszubeugen, und ſo fiel das Beil, ſtatt auf den Schädel in den Vorderhals; ſie ſank auf der Stelle nieder und gab keinen Laut von ſich. Aber das Röcheln des aus der zerſchnittenen Luftröhre hervorfließenden Blutes war furchtbar, und um dieß zu hemmen, hieb er ihr noch zwei Wunden an zwei andern Stellen des Halſes, verſcharrte auf dem Flecke die Entſeelte, ſchloß die Thüre zu, und ließ an dem nehmlichen Tage einen Haufen Eichenholz, den er ſchon früher beſtellt hatte, vor dieſer Thüre aufklaftern.

Natürlich wurde das Mädchen von den Eltern bald vermißt; aber der Fleiſchhauer wußte das Gerücht, als ſei das liederliche Ding mit einem Franzoſen jenen Morgen davon gelaufen, ſo fein in Umlauf zu brin-

gen, daß jeder Menſch es glaubte, obgleich keiner begreifen konnte, wie das junge, ſonſt ſo züchtige Mädchen auf einmal ſo hätte umſchlagen können.

Er bot den jammernden Eltern ſelbſt Pferde und Wagen an, um dem ausmarſchirten Regiment den nächſten Weg nachzufahren. Er fuhr ſelbſt mit, um ſie ausfindig machen zu helfen.

Allein, ihre Mühe war vergeblich.

Im erſten Nachtquartier erzählte er den bekümmerten Eltern ſo viele Geſchichten von weggenommenen Pferden und Wagen heimlich in's Ohr, daß dieſe ihm nicht zumuthen konnten, weiter zu fahren.

Er kehrte mit der troſtloſen Mutter um, der Vater verfolgte ſeinen Weg zu Fuße, aber er kam nach acht Tagen auch wieder zurück, ohne dem Kinde auf die Spur gekommen zu ſeyn.

Dieſe Thatſachen gab der Mörder in völligem Zuſammenhange zu den Akten des

des Gerichts. Den dritten Tag entleibte er ſich im Gefängniß.

Die Eltern der Ermordeten aber ließen die Ueberreſte des geliebten Kindes ausgraben und auf dem Kirchhof ihrer Gemeinde chriſtlich zur Erde beſtatten.

Die ſchöne Diana.

Eine Stunde von der Reſidenz liegt ein Städtchen, welches im Sommer faſt täglich von den Bewohnern derſelben beſucht wird. In eins der dortigen vornehmſten Kaffeehäuſer, trat vor Kurzem eine junge elegant gekleidete Dame, und fragte nach dem Wirth vom Hauſe. Ihre liebliche Figur, ihre lebendige Gewandtheit, ihr großes ſchönes Auge, welches die Umſtehenden anſtändig begrüßte, machten auf alle Gäſte einen höchſt gefälligen Eindruck. Der Wirth erſchien und fragte nach den Befehlen der Dame.

Sie beſtellte auf übermorgen ein Mittagmahl von 13 Gedecken zu 3 Thaler für die Perſon, gab einen Friedrichsd'or darauf, nannte ihren Namen, und fragte: ob der fürſtliche Garten offen wäre, weil ſie in demſelben den ſchönen Morgen genießen wolle. Der Wirth bejahete das letztere. Sie verabſchiedete ſich von den dort Sitzenden mit einer artigen Verbeugung, ließ ſich ihren Wagen folgen, und ging durch die dunkle Linden-Allee, die durch das Städtchen führt, langſam zum fürſtlichen Garten.

Unter den Gäſten hatte Werdall, ein fremder junger Kaufmann aus Gothenburg geſeſſen. Die freundliche Grazie der jungen Dame hatte ihn getroffen; ſeine Eitelkeit ſagte ihm, daß ſie ihn mehr als alle andere angeſehen, daß ſie ihn vorzüglich freundlich gegrüßt, daß ihr Blick, während ſie mit dem Wirthe geſprochen, ausſchließlich auf ihm geruht habe.

Er fragte den Wirth nach dem Namen

der Dame, den er nicht recht verſtanden hatte, und hörte, daß es Demoiſelle Blandini, die erſte Solotänzerin vom Hoftheater ſei. Er hatte erſt geſtern das engelſchöne Mädchen tanzen geſehen, er erkannte ſie jetzt wieder und folgte ihr in den Garten.

Er holte ſie in einem ſchattigen Laubengange ein, faßte ſich ein Herz, und begann ſeine Anrede mit der ſchmeichelnden Verſicherung, daß er ſich freue, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, daß er Jahrelang in allen öffentlichen Blättern, von dem Zauber geleſen habe, den ihr jedesmaliges Auftreten unter den Zuſchauern verbreitet habe, daß er ſo glücklich geweſen ſei, ſie geſtern, in dem Ballet Zephyr und Flora, ſelbſt zu ſehen; daß alle jene öffentlichen Lobpreiſungen ſein Entzücken nicht auszudrücken vermöchten, was er, in der ſeligen Erinnerung des geſtrigen unvergeßlichen Abends immer empfinden werde, und daß er, ſobald ihm der Wirth ihren Namen genannt habe, ſich nicht habe

das Glück verſagen können, ſie noch einmal zu ſehen, daher er ihr hieher nachgeeilt wäre.

Das holde Mädchen war von der ſinnigen Rede des jungen Fremden überraſcht; aber es hatte Welt genug, ſich nicht aus der Faſſung bringen zu laſſen und ihm auf ſeine Artigkeit etwas Verbindliches zu erwiedern.

Das Geſpräch war angeknüpft, und führte ſich lebhaft weiter. Beide wandelten mit einander durch den ſtillen fürſtlichen Garten, und verloren ſich in eine, an Innigkeit immer mehr gewinnende Unterhaltung. Das heimliche der blühenden Umgebungen; die milden Lüfte, die des Mädchens ſchöne Wange und die Millionen duftender Blumen ſchmeichelnd küßten; das ſanfte Feuer im großen Auge der Reizenden, und der blitzende Morgenthau im Graſe; der Silberton ihrer Stimme, und die fröhlichen Lieder der tauſend beflügelten Sänger, die mit friedlicher Liebe im kleinen Herzen, auf dem bun-

ten Blüthenmeere herumſchwirrten; das zarte Schwanken ihrer Göttergeſtalt und das Wiegen der ſchlanken Zweige, welche ein leiſes Lüftchen hin und her ſchaukelte; — alles dies drängte die glühende Bruſt des jungen Fremden; er ſchlang, ſich vergeſſend, ſeinen Arm um die Hüfte des neben ihm ſchwebenden Engels, und zog ihre kleine weiche Hand an ſeine bebenden Lippen; aber die Züchtige wand ſich, unter dem Vorwand eine Blume zu pflücken, aus ſeinem Arm, und deutete ſchweigend auf die Gränzen des Schicklichen. Sie leitete das Geſpräch, das er in das Sentimentale zu leiten verſuchte, auf das Triviale ihres kleinen Diners, was ſie übermorgen zu geben gedachte, nannte unter den Gäſten, die ſie erwartete, den Schauſpiel-Direktor, den Konzertmeiſter, den Ballet-Direktor, den Regiſſeur, den Kapellmeiſter, und als der junge Merkur in den weltbekannten Namen, lauter achtbare intereſſante Männer erkannte, und die Aeuſſerung hin-

warf, daß dieſer Cirkel einer der ausgeſuchteſten ſey, ſo beantwortete ſie dieſe Bemerkung mit der artigen Einladung, die Zahl ihrer Gäſte zu runden, und ihr und ihren Freunden und Freundinnen das Vergnügen ſeiner Gegenwart zu ſchenken.

„Es kömmt mir, ſetzte ſie lächelnd hinzu, ſelbſt recht naiv vor, daß ein junges Mädchen einen jungen feinen Herrn, nach einer kaum halbſtündigen Bekanntſchaft, zu einem freundſchaftlichen Mittagbrot einladet. Indeſſen entſchuldiget das Vergnügen, welches mir Ihre Bekanntſchaft gemacht hat, meine Uibereilung, wenn Sie ſtreng genug ſeyn ſollten, meine wirklich recht herzlich gemeinte Gaſtfreundſchaft ſo zu nennen.“ Sie ſchlug jetzt den Rückweg ein, und als ſie der Glückliche in den Wagen hob, bat ſie ihn nochmals, ſein Verſprechen zu halten und gewiß zu kommen. „Sie ſind fremd, ſagte ſie ſcherzend, ich kenne Sie kaum dem Namen nach. Ich mache am Ende meine gan-

ze Gesellschaft und alle die hübschen Mädchen, die ich gebeten habe, umsonst auf eine so liebenswürdige neue Bekanntschaft neugierig, und Sie lassen mich im Stich, und kommen nicht. Ohne Sie wären wir, setzte sie rechnend hinzu, wie mir eben einfällt, unserer dreizehn. Sie kennen die Unglückszahl, die manchem meiner Gäste Angst machen würde, sich an den Tisch zu setzen; also dürfen Sie nun schon nicht ausbleiben, und um für mich und meine Tafelrunde hinlängliche Bürgschaft zu haben, müssen Sie mir, — ja wahrhaftig, Sie müssen mir ein Unterpfand geben."

Der selige junge Mensch hätte dem Seraph im Wagen das Herz im Leibe gegeben, so war er von des holden Mädchens Liebreiz hingerissen. Er zog scherzend sich den Ring vom Finger, auf den der wunderlieblichen Blandini lächelnder Blick eben zufällig fiel, und versprach, übermorgen das

Pfand durch ſein Erſcheinen beim Gaſtmahl gewiß wieder einzulöſen.

Das Mädchen fuhr dahin; der Entzückte ſah ihr lange nach, und erwiderte ihren freundlichen Gruß, den ſie ihm noch zurückſandte, als der Wagen um die Ecke bog, mit tauſend, ihr heimlich nachgeworfenen Küſſen.

Das erſehnte Uibermorgen war endlich da, und er traf, äuſſerſt galant adoniſirt, in dem beſtellten Kaffeehauſe ein.

Er durchſtrich mehrere Zimmer, um ſeine ſchöne Wirthin aufzuſuchen; er fand niemand; der Saal, in dem gewöhnlich geſpeißt ward, war leer.

Nirgend eine Anſtalt zu der verſprochenen Fete.

Endlich ſtieß er auf den Wirth. Dieſer erzählte ihm denn, daß die Demoiſelle denſelben Abend wieder da geweſen ſey, und das Mittagmahl wieder abbeſtellt habe, weil der Schauſpiel-Direktor, dem es vorzüglich

gelten ſollen, unvermuthet krank geworden ſey. Sie habe, ſetzte der Wirth hinzu, ungemein bedauert, die Wohnung des fremden Herrn nicht zu wiſſen; weil ſie nun außer Stande geweſen, ihn von der Abbeſtellung des Diners zu unterrichten; ſie habe ihm, dem Wirthe, daher aufgetragen, den jungen Herrn um die Bezeichnung ſeiner Wohnung zu erſuchen, und ihn ſehr um Verzeihung zu bitten, daß ſie ihn hier umſonſt heraus inkommodirt habe. Das, was von ihm in ihren Händen ſey, möge er die Gefälligkeit haben, bald abzuholen.

So verſtimmt Werdall auch war, weil ihm der heutige Tag durch den Direktor, deſſen Krankheitszufall er ſchon erfahren hatte, verloren ging, ſo tröſtete ihn doch die Einladung, ſeinen Ring ſich abholen zu dürfen. Er ſollte ſie wiederſehen, vielleicht allein ſehen; Er knüpfte an dieſe Idee die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, und eilte, wieder aufgeheitert, nach Hauſe.

Er ließ einige Tage abſichtlich verſtreichen, ehe er hinging; Es ſah ja aus, als ob er ſeines Ringes halber käme.

Endlich — der Ring hatte für ihn in dieſem Augenblicke keinen Werth, das ſchöne Mädchen zog ihn hin — machte er ſich auf den Weg.

Demoiſelle war nicht zu Hauſe. Er gab eine Karte ab, auf deren Rückſeite ſeine Wohnung bemerkt war.

Es vergingen wieder einige Tage. Er hoffte von ihr eingeladen zu werden; allein er merkte, daß das auch ein bischen zu viel verlangt war. Er ging alſo zum zweiten Male.

Demoiſelle war wieder nicht zu Hauſe.

Er ließ die zweite Karte da, ſchimpfte auf ſein Mißgeſchick, und fragte das Kammermädchen, wenn er auf das Vergnügen rechnen dürfe, Demoiſelle zu Hauſe zu treffen.

Dieſes nannte ihm die Frühſtunde.

Er rechnete eine ganze Woche auf das

Glück einer Einladungskarte; allein er kalkulirte falsch. Er wollte schon schmollen mit seinem Unstern, als er am folgenden Morgen ein äußerst artiges Billet von der Lieblichen erhielt, in dem sie ihm ihr Bedauern meldete, nicht zu Hause gewesen zu seyn, und zugleich erwähnte, daß sie eben im Begriff sey, eine kleine Reise auf das Land zu machen, von der sie in 14 Tagen zurückkommen werde, wo sie dann bestimmt auf das Vergnügen rechne, ihn bei sich zu sehen, um ihm das Unterpfand ausliefern zu können, das sie immer noch auf das angenehmste an jenen himmlischen Morgen erinnere, dem sie die Ehre seiner schätzbaren Bekanntschaft zu danken habe.

Er drückte das Blatt, auf dem ihre kleine weiche Hand geruht hatte, an seine Lippen, und zählte mit glühendem Feuer schwärmerischer Sehnsucht die langen Tage, bis zu dem schönem Augenblicke, wo er sie endlich wiedersehen sollte.

So verging eine Woche.

Er war auf einem Diner gewesen, das er spät verließ. Beim Zuhausegehen fiel sein Blick an der Straßenecke auf den Komödien-Zettel, der für heute ein Ballet verkündete, in dem die Angebetete seines Herzens, die Diana machte.

Er traute seinen Augen kaum; allein ihr Name stand klar und deutlich gedruckt da. Sie mußte also früher wiedergekommen seyn, als sie sich vorgenommen hatte; er eilte in das Theater. Da erschien die Himmlische, den blitzenden Halbmond im dunkeln Haar. Das ganze Parterre begrüßte sie gleich beim ersten Auftreten mit lautem Beifall. Er klatschte sich die Hand bald wund. Er stand ganz vorn, dicht am Orchester. Ihm war es, als blicke sie nur ihm freundlich zu, als tanze sie heute nur für ihn. Die prächtige Musik hob das zephyrleichte Mädchen hoch in die Lüfte, ihr kleiner Fuß berührte kaum den Boden. In einem der

zarteſten Solo's erſchöpfte ſie ihre Kunſt, ein obligates Waldhorn begleitete das hüpfende Schweben der Reizenden; Allen verging der Athem, denn ſie drehte ſich acht, zehn, zwanzig Mal auf einem Fuße mit der Behendigkeit eines geflügelten Kreiſels, dann flog ſie vor, dem Parterre entgegen, breitete die Arme weit aus, pauſirte auf den Zehſpitzen mehrere Minuten und lächelte, freundlich dankend dem tumultuariſchen Beifall, der die einfallende Janitſchaaren-Muſik überrauſchte.

Werdall klatſchte ſtärker, als alle; ſein Bravo erklimmte die Höhen des Paradieſes, und verlor ſich in den gemahlten Wolken des Hintergrundes. Er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; immer ſtand, auf den kräftigen Füßchen ſich wiegend, ſeine hochaufgeſchürzte Diana mit den ausgebreiteten Armen vor ihm, und lockte ihn ſchmeichelnd an die wildfliegende Bruſt.

Den nächſten Vormittag ſchon — län-

ger konnte der Glückliche nicht warten — eilte er in die Wohnung des geliebten Mädchens, ließ ſich melden, und ward vorgelaſſen.

Diana war blaß. Der geſtrige Tag hatte ſie ein wenig angegriffen. Sie entſchuldigte ſich, daß ſie noch im Negligee ſey, und frug, was ihr die Ehre ſeines Beſuchs verſchaffe.

Werdall, über die Frage etwas betroffen, goß vorerſt ein ganzes Füllhorn von Lobeserhebungen über den Zauber des geſtrigen Abends aus, und erzählte dann, wie angenehm er überraſcht geweſen ſey, ſie geſtern auf der Bühne zu finden, da er ſie, nach ihrem gütigen Billet, noch auf dem Lande gewähnt habe. Er nahm ſich etwas verlegen; denn ſo reizend auch die Holde heute war, ſo hatte er ſie ſich doch weit herzlicher gedacht. Neulich im fürſtlichen Garten war ſie ſo freundlich geweſen, und heute ſo fremd, auch ihre Sprache war heute anders. Doch

daran war wahrſcheinlich die geſtrige Anſtrengung Schuld.

Demoiſelle horchte hoch auf. „Auf dem Lande? von einem Billet ſprechen Sie? Ich habe ſchon einmal gefragt, wie ich zu der Ehre ihres Beſuchs komme. Darf ich die Frage wiederholen? Sie haben, wie ich von meinem Mädchen höre, ſchon früher die Güte gehabt, mich mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen. Verzeihen Sie, daß meine Verhältniſſe nicht erlaubten, den Beſuch eines jungen Mannes anzunehmen, der mir ganz fremd iſt! Jetzt, da Sie zum dritten Male kamen, glaubte ich, daß Sie beſtimmte Aufträge an mich hätten; allein Sie ſprechen von einer Perſon, die Sie näher zu kennen ſcheinen, Sie haben“ — —

„Demoiſelle!“ rief Werdall aus, und war von dem Fremdethun ſeines Idols aus aller Faſſung gebracht, „ſo ſchnell vergeſſen zu werden, iſt faſt nicht möglich. Es ſoll Mode ſeyn, zuweilen zerſtreut zu ſcheinen,

allein, wenn Sie in mein Inneres ſchauen könnten, würden Sie von dem widrigen Eindruck gerührt werden, den dieſe Kälte, dieſes abſichtliche Verwiſchen jenes glücklichen Morgens auf mein Herz macht.“

„Jedes Ihrer Worte iſt mir ein Räthſel,“ ſagte die ſchöne Diana ängſtlich, und eine leiſe Röthe trat in die Lilienhaut der blaſſen Wange. „Sie ſind auf jeden Fall im Irrthum, oder“ ſetzte ſie, ſich ermuthigend hinzu: „Sie erlauben ſich einen ſehr dreiſten Scherz, um Ihren Eintritt zu entſchuldigen.“

„Weder Scherz noch Irrthum,“ entgegnete Werdall, dem die wunderliebliche Jagdgöttin immer unbegreiflicher ward, „ich geſtehe offenherzig, das es mich ſchmerzt, ſo von Ihnen vergeſſen zu ſeyn. Hätte mir Ihr Billet nicht ſelbſt die Erlaubniß —“

„Was denn für ein Billet? Ich bitte Sie! mein Billet? Ich habe Sie in meinem Leben nicht geſehen, nie Ihren Na-

men nennen gehört, und ſoll an Sie geſchrieben haben!“

„Ich habe Ihre lieben Zeilen noch in meinen Händen,“ fiel der Betroffene ein, und holte aus einem von Roſenöl durchdufteten Taſchenbuch, das beſagte Billet hervor.

„Das Blatt iſt nicht von meiner Hand,“ rief die Halbmondſchöne, und lächelte ihm Hohn. „Wollen Sie ſich überzeugen, ſo leſen Sie hier den Brief, den ich eben an Herrn Duport anfing, als ich durch Ihren äußerſt ſonderbaren Beſuch geſtört wurde.“

Sie zeigte ihm den Brief. Dieſer war zwar franzöſiſch und das Billet deutſch geſchrieben, allein deſſen ungeachtet waren das zwei ganz verſchiedene Hände. Die Schreibemeiſter der ganzen Welt hätten, bei einer gerichtlichen Comparatio literarum, eidlich erhärten müſſen, daß dieſen Brief und dieſes Billet nun und nimmermehr eine und dieſelbe Hand geſchrieben habe.

Die ſelbſt im Zürnen liebenswürdige

Blandini beſchämte den Uiberführten durch ein lautes, ihn tief demüthigendes Gelächter; als ſie aber in das Billet näher blickte, und ihren Namen darunter fand, ward ſie ernſter; ſie las weiter, aber ſie warf bald das vermaledeite Blatt weit von ſich weg, denn ſie fand da etwas von einem Unterpfande, das ſie an einen himmliſchen Morgen erinnere.

Sie hatte gar nicht das Herz weiter zu fragen, was das allerliebſte Unterpfand ſey; ſie rief laut: „das iſt abſcheulich, das iſt abſcheulich. Man hat meinen Namen gemißbraucht, ſchändlich gemißbraucht. Sie ſind betrogen. Ich bin gemißhandelt. Mein Herr, haben Sie nur einen Funken Gefühl für das Heiligthum der Ehre eines unbeſcholtenen Mädchens; ſo glauben Sie, glauben Sie! ich habe jetzt, in dieſem entſetzlichen Augenblicke, weiter keine Beweiſe, daß ich die nicht bin, die dieſes Blatt geſchrieben hat, daß ich von dieſem Blatte keine Silbe weiß. Erzählen Sie mir, ich beſchwöre Sie

darum, was Sie eigentlich hierher führt, von wem Sie dieß Billet erhalten haben, erzählen Sie mir alles!“

Werdall verlor alle Fassung. „Was soll ich erzählen? Sie wissen ja alles. Sie entsinnen Sich, daß Sie neulich in *** waren, und ein Diner bestellten!

„Ich?“

„Daß ich Sie kurz darauf im fürstlichen Garten traf, daß sie die Gewogenheit hatten, mich zu dem Diner einzuladen.“

„Sie?“

„Daß Sie um meines Kommens gewiß zu seyn, Sich meinen Ring als Unterpfand ausbaten.“

„Ich? Ihren Ring? und den soll ich noch haben? am Ende sind Sie wohl bloß gekommen, ihn von mir zurück zu fordern? War der Ring von Werth?“

„Er ist ein Erbstück meines Vaters, und ward bei der Taxation seiner Hinterlassenschaft auf 6000 Rthlr. abgeschätzt.“

Das Mädchen trat erbleichend zurück. „Nein, mein Herr,“ rief ſie erſchrocken: „halten Sie mich einer ſolchen Handlung nicht fähig. Hier iſt ein abſcheulicher Betrug im Spiele. Kommen Sie, ich bitte Sie, begleiten Sie mich zum Polizey-Präſidenten auf der Stelle. Ich kenne ihn, er wird, er muß mir Recht ſchaffen. Ich bin außer mir! Auf meinem Namen ein ſolches Bubenſtück! Erlauben Sie mir, daß ich mich auf einen Augenblick entferne, um mich anzukleiden, ich bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen.“

Sie ging, am ganzen Körper zitternd, zur Thüre hinaus. Der Wagen, den ſie unterdeß beſtellt hatte, fuhr vor. Sie kam, bat Werdall, der ſeinen Sinnen nicht traute, ihr zu folgen und beide fuhren zum Polizey Präſidenten.

Beide gaben den Vorfall zu Protokoll, und nach Verlauf einer Woche war der Ring und die Pſeudotänzerin ausgemittelt. Letz-

tere war ein Freudenmädchen höhern Ranges, das mit der ſchönen Diana eine ſprechende Aehnlichkeit hatte.

Die Induſtrie-Ritterin hatte den jungen Werdall im Schauſpiel geſehen, wo ihr Ebenbild, durch ihren zauberiſchen Tanz das ganze Publikum entzückte. Vor Allen war der junge Fremde hingeriſſen, der zehnmal in einem Athem betheuerte, nie einen ſchönern Engel geſehen zu haben. Sie hatte jedes ſeiner Worte gehört, denn ſie hatte dicht hinter ihm geſeſſen; ſie hatte den Ring bemerkt und ſeinen Werth erfahren, weil Werdall letzteren ſeinem Nachbar, einem alten Freunde, dem der Ring aufgefallen war, genannt hatte; und an demſelben Abende hatte auch Werdall gegen ſeinen Freund erwähnt, daß er den folgenden Tag in das benachbarte Städchen fahren, und in dem und dem Kaffeehauſe abſteigen werde. Sie fand ſich alſo dort ein, gab ſich für ihr Ebenbild, die Blandini, aus, beſtellte zum Schein das Di-

ner, zeichnete während des Geſprächs mit dem Wirth den jungen Werdall ſehr freundlich aus, ſagte abſichtlich, daß ſie in den fürſtlichen Garten gehen werde, und legte bei ihrer Abſchiedsverbeugung in ihren Blick, den ſie dem Fremden zuwarf, eine ſtillſchweigende Einladung, ihr dahin zu folgen. Den Ring dem Entzückten abzuſchwatzen, war ihr ein Leichtes. Ihre Bemühungen, den Betrogenen von Zeit zu Zeit hinzuhalten, glückten ihr vollkommen. Von dem Wirth des Kaffeehauſes, bei dem ſie darauf wieder vorſprach, erfuhr ſie Werdall's Wohnung. Durch eine ihrer gemeinern Genoſſinnen ließ ſie ihn und ſeine Gänge beobachten. Sie vermuthete, daß er die wirkliche ſchöne Solotänzerin, Blandini, aufſuchen würde; aber ſie fürchtete davon keine Entdeckung, weil ſie wußte, daß das Mädchen durchaus keine Beſuche von fremden jungen Mannsperſonen annahm; als aber einige Zeit hingegangen war, und er ſeinen Beſuch wiederholt hatte, mußte ſie

fürchten, am Ende doch die beiden Perſonen ſich gegenüber und dann die Geſchichte mit dem Ringe zur Sprache gebracht zu ſehen; ſie ſchrieb alſo an den Uibertölpelten, daß ſie verreiſen werde, um die Entwickelung ihres Spiels weiter hinauszuſchieben.

Das Ballet, in dem Diana auftrat, war ihr ein Strich durch die Rechnung.

Noch ſchlimmer ging es ihr mit dem Ringe ſelbſt. Sie wollte ihn anfänglich verkaufen; allein der Juwelier, dem ſie ihn zuerſt anbot, machte, als er den koſtbaren Ring in der Hand des Mädchens erblickte, das er an den Federn zu erkennen ſchien, ein ſo bedenkliches Geſicht, daß ſie in ſeinen Augen zu leſen glaubte, er zweifle an der Rechtmäßigkeit ihres Beſitzes. Sie ging alſo zu einem zweiten Juwelier, den ſie kannte, und log dem vor, ein Freund von ihr, der von Stande ſey, und ſie zuweilen beſuche, und nicht genannt ſeyn wolle, habe ſie erſucht, auf dieſen Ring 1000 Thlr. zu borgen.

Das klang wahrſcheinlich. Sie nahm das Geld, und wollte nach Ablauf der Verpfändungszeit vorgeben, ihr Freund ſey noch nicht bei Kaſſe, den Ring einzulöſen, vielmehr bitte er noch um 1000 Rthlr. auf 14 Tage; ſie wollte tüchtige Zinſen obenein verſprechen, dieſe 1000 Rthlr. nehmen, davon gehen und den Ring beim Juwelier im Stiche laſſen.

Die Thätigkeit des Polizey-Präſidenten vereitelte den Plan. Er ſandte, gleich nach der Protokollirung des Vorfalls, die erhaltene ſehr genaue Beſchreibung des Ringes, bei allen chriſtlichen und jüdiſchen Juwelieren herum, und erhielt ihn von dem Pfandinhaber augenblicklich ausgeliefert.

Die gaſtfreundliche Pſeudo-Diana mußte das erhobene Geld, was ſie noch ziemlich vollſtändig beiſammen hatte, wieder herauszahlen und erluſtirt ſich gegenwärtig im Spinnhauſe.

Inhalt.

Die Klosterkirche	Seite	3
Gemeiner Sinn und wahre Größe		45
Das Raubschloß		70
Das Blutbeil		124
Die schöne Diana		141

Scherz und Ernst

von

H. Clauren.

Zweites Bändchen.

Scherz und Ernſt

von

H. Clauren.

Zweiter Theil.

Dresden, 1818.
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Das Raubſchloß.

Aufſchluß der, im erſten Bändchen abgebrochenen Geſchichte.

Meinen Staubmantel, meinen leichtflattern-den Staubmantel hatte ich durch und durch geſtochen. Der Zipfel deſſelben war in der Thüre des Vorgeleges, vor dem einen der gro-ßen eiſernen Oefen, die im Ritterſaale ſtan-den, eingeklemmt. Als ich die Vorlegethür öffnete, um meinen Mantel zu erlöſen, knarrte ſie und fiel dann wieder zurück: dies Knarren war das Röcheln, das Winſeln; und

als ſie zurückfiel, berührte die Klinke den eiſernen Aufwurf, in den die Klinke gehörte; das war das Klopfen des Großmeiſters geweſen. Der Zugwind hatte die verdammte Thüre abgeſtoßen und zugezogen; ſie war ſeit Jahren nicht eingeölt, und knarrte daher in einem ſo eigenen Tone, daß ich ſelbſt, als ich ſie zur Probe jetzt mehrere Male öffnete und zurückfallen ließ, die Aehnlichkeit mit jenem jammervollen Gewinſel, bis zur Täuſchung wahrnahm. Die Klinke war von Eiſen, der Aufwurf von Eiſen, daher klang das Zurückfallen der wieder zugehenden Thüre natürlich wie der Schlag eines Hammers von Eiſen auf Eiſen. Der erſte Ruck, wenn die Thüre zurückfiel, war allemal ſtark, nachher folgten zwei ſchwächere: daher werden mehrere meiner Leſer ſich enträthſeln, warum ich den fürchterlichen Bruder in der Nähe glaubte.

Bruno und Gotthard waren hinter mir drein gekommen, um zu ſehen, wer ſie in

ihrem Rumpelgemach, bei dem Zweikampfe überraſcht hatte. Sie hatten jetzt die Viſire aufgezogen: es waren zwei lebendige bausbäckige Menſchen. Sie waren ſo ſehr erſchrocken, als ich; indeſſen verſtändigten wir uns bald.

Es waren die beiden, früher ſchon erwähnten Gartenknechte, Georg und Heinrich. Die Tante ließ in der Regel immer einen auf der Ruine ſchlafen, damit die Mobilien, die in den neu eingerichteten Zimmern ſtanden, doch nicht ganz unbewacht wären; indeſſen war es dem einen zu einſam in dem alten Gemäuer da oben; ſie hatten daher ausgemacht, immer zuſammen zu ſchlafen. Von meinem Hierſeyn hatten ſie nichts gewußt. Dieſen Abend kommen die Gartenbengel auf den Einfall, Ritter zu ſpielen. Panzer, Helm und Schwerter hängen in der Polterkammer. Wenn einer dem andern einen Klapps beigebracht hatte, lachte der andere; ſie hatten ihre Viſire herunter gezo-

gen: daher dieſes hohle Gelächter, das ich in dem Höllenrachen eines Satans geſucht hatte. Als ich, den blanken Degen in der Hand, unvermuthet zwiſchen die Fechtenden trat, fällt dem einen vor Schreck das Schwert aus der Hand: als aber die Gewappneten ſehen, daß ich die Flucht ergreife, ermannen ſie ſich wieder, und eilen mir nach. Auf dem Rückwege, als ich mich vor der Thür des Vorgeleges wegzog, wird dieſe vom Zugwind abgeſtoßen; der Zipfel meines Staubmantels ſchlüpft dazwiſchen, die Thür klappt wieder zu; ich glaube, ein Ungeheuer packe mich von hinten, verwende den Degen, und ſtoße ihn rückwärts durch den dünnen Nanking.

So weit hatte ich Aufſchluß. Allein der Nonnengeſang in der Gruft, die Beleuchtung, das Krachen, als ich Cäcilien, die an ihrem eigenen Sarge ſaß, zurief, die weiße Geſtalt im Gebüſche — das waren mir noch heimliche Räthſel.

Ich fragte die Gartenknechte, ob ſie nichts

ſingen gehört hätten. „Das macht es oft ſo,“ entgegneten die Geharniſchten, und Heinrich hob die dort an der eiſernen Thüre noch liegende Lea in die Höhe. „So lange die hier hängt, wird es auch nicht anders im alten Schloſſe werden. Die ſeligen Nonnen aus St. Clara ſingen, ſeitdem Mamſell Cäcilchen todt iſt, faſt wöchentlich ein paar Maal da unten bis zur tiefen Mitternacht, ihre frommen Seelenmeſſen.“

Bei dieſen Worten hielt er das Bild mir näher. Ich mußte mich wegwenden; denn es war, als kniee die Kindesmörderin lebendig vor mir. Ich ſchauderte. Ewig lange hatte ſie die heilige Mutter Gottes um Erbarmen angefleht: für ſie war keine Gnade mehr, weder in dem unermeßlichen Kreiſe der Millionen von Welten, noch in den endloſen Räumen der Ewigkeit. Nur die weibliche Bruſt, in der auch einmal Mutterliebe mit Mutter-Verzweiflung gekämpft hat, konnte dieſen Jammerblick verſtehen;

ich ahnete nur halb ſeine grauſenvolle Bedeutung.

Ich bat die beiden Gartenknechte, mit mir noch einmal hinunter zu kommen, um in die Gruft zu ſehen, ob man da noch etwas bemerke.

Sie begleiteten mich.

Wir gingen ohne die Laterne, die wir oben in meinem Zimmer brennend zurückließen.

Nein, wir ſahen nichts.

Alles war ſtill und dunkel in der Gruft. Die Nonnen, die Muſik, das Licht, Alles war verſchwunden. Cäcilie ſchlummerte wieder ruhig in ihrem Sarge.

Wir kehrten in die Ruine zurück. Die Gartenknechte gingen in ihre Polterkammer. Ich war nun wieder allein.

Ich warf mich auf das Sopha, ließ das Licht brennen und horchte zwei lange Stunden. Endlich ſchlummerte ich ein, und erwachte ſpät am Morgen. Die Tante

kam mit Julien herauf, um mit mir zu frühstücken.

„Ich wäre gestern beinahe noch einmal herauf gekommen, Vetter," sagte Julie: „aber ich hatte keinen Athem mehr, um die Treppe zu ersteigen."

„Wie so?" fragte ich erstaunt.

„Ich habe eine Nacht gehabt! kein Auge habe ich zuthun können."

„Sie?"

„Stellen Sie sich nur vor! Gestern als wir von Ihnen weggegangen waren, und ich mich eben ausziehen wollte, kommt Jettchen."

„Wer ist Jettchen?" fiel ich ihr ins Wort.

„Kennen Sie Jettchen nicht mehr? Amtmanns Jettchen von Eichberg? Die kommt also, ein Laternchen in der Hand, mit ihrem Bräutigam, nach dem Gewitter noch herüber; der hat einen Brief aus Prag bekommen, und soll morgen, als heute

früh fort; er hat sich hier über acht Wochen aufgehalten, ist fast täglich in unserm Hause gewesen, und will also von Mutterchen und mir noch Abschied nehmen. Mutterchen war schon zu Bette. Ich plaudre mit beiden noch ein Weilchen, und begleite sie dann durch den Garten, um sie hinten hinaus zu lassen, wo sie ein ganzes Stück näher gehen. Als wir hier in die Nähe der Ruine kommen, gerieth Weigl auf den unglücklichen Gedanken, Cäciliens Gruft noch zum letzten Male zu besuchen. Wir waren oft alle drei des Abends in der Gruft gewesen, und hatten ein frommes Lied an Cäciliens Sarge gesungen. Mir gefiel die Abschieds-Idee des schwärmerischen Menschen: ich hatte den Schlüssel noch bei mir. Wir traten ohne Furcht und Grauen in die stille Kammer ihrer Ruhe. Wir sprachen von der Seligen, vom Scheiden und Wiedersehen, Weigl schloß die Geliebte in seine Arme, und beide schwuren sich, einander bis zum

letzten Hauch des Lebens treu zu seyn, und rein und gut, wie meine Cäcilie gewesen war.“

„Jettchen sank, ergriffen von dem Schauer des heiligen Eides, an Cäciliens Sarge auf ihre Kniee, betete leise um den Seegen des Vaters der Liebe, und um eine sanfte Ruhe für die vertrauteste Freundin ihrer Jugend, für ihre Cäcilie. Weigl aber ging schweigend in die kleine Nebenhalle, die Mutterchen hat auswölben lassen, ergriff dort meine Harfe, und spielte das schöne alte Lied: Wie sie so sanft ruhn. Ich setzte mich still neben ihn, und hob, in tiefer Wehmuth versunken, den frommen Gesang an, den Jettchen vorn in der Gruft, knieend am Sarge, mit ihrer reinen Silberstimme begleitete. Wir hatten den dritten Vers gesungen. Wir konnten nicht weiter. Thränen, heiß geweinte Thränen erstickten unser Lied. Auf einmal rief eine laute, wilde Stimme: Cäcilie!“

„„Herr Jeſus, mein Heiland!““ ſchrie Jettchen, raffte ſich auf, eilte zu uns in die Nebenhalle, und warf die Thür hinter ſich zu. Wir waren alle drei erſchüttert. Jettchen rief: „„fort, fort!““ ergriff die Laterne ſo haſtig, daß ſie verlöſchte, und zog uns mit ſich aus der Halle. Wir flogen mehr, als wir gingen, durch das Gebüſch nach Hauſe. Hier erholten wir uns ein wenig von unſerm Schreck; dann gab ich ihnen einen Begleiter mit, denn ſie mußten dieſen Abend noch nach Eichberg.“

Jetzt kam die Reihe des Erzählens an mich.

Der Leſer weiß nun meine Geſchichte jener Nacht. Ihm iſt hoffentlich alſo über den wunderbaren Zuſammenhang jener Begebenheit jetzt weiter nichts dunkel.

Das Bild der unglücklichen Lea ſchenkte mir die Tante zum Andenken, und Julchen heilte mit ihrer Nähnadel die Wunde meines grauſam durchſtochenen Staubmantels.

Die
Reiſe aus dem Lager.

Lange hatte ich gewählt unter den Schönen des Landes. Mein Onkel meinte, ich ſollte, wie er ſich ausdrückte, eine Reiche heirathen, und die reichen Mädchen gefielen mir immer nicht. Unter uns geſagt, manche waren recht hübſch, recht ſehr hübſch, und ich hätte mich wohl entſchließen können, einem ſo niedlichen Kinde mit 60 — 80,000 Rthlrn. meine Hand zu bieten; aber die Mädchen mochten mich nicht. Ich konnte mich ſchlechterdings nicht bequemen, ihre Geldſäcke anzubeten; ich war offen, herzlich

gegen ſie, und ſie und ihre Papas und Mamas verlangten, daß ich devot ſeyn ſollte. So vergingen Jahre, und ich hatte noch keine Frau.

Meine Tante, vorbeſagten Onkels Frau, eine verſtändige Alte, nahm meine Parthie, „Laß dem Jungen Zeit," ſagte ſie. „So etwas läßt ſich nicht zwingen. Er wird eine Frau finden, wo er ſie nicht ſucht."

In dieſen paar Worten lag von nun an meine Myſtik. Wo ich nur etwas Weißes, etwas einer Schürze Aehnliches, ſah, da glaubte ich, hinter dem ſtecke meine künftige Frau.

Tauſendmal lächelte ich; denn ich irrte mich tauſendmal; bis ich mich dann gewöhnte, die Frauenzimmer zu ſehen, ohne an das Heirathen zu denken, und ſo ging die Sache recht leidlich. Aber es vergingen wieder Jahre, und ich hatte noch immer keine Frau.

Um die Zeit veranſtaltete der Fürſt ein

Luſtlager. Aus allen Garniſonen des kleinen Staates, zogen die Regimenter nach der Reſidenz; ich ihnen nach.

Der Zuſchauer waren viermal mehr, als der Soldaten; dieſe exercirten und manoeuvrirten, und wir andern lebten froh und guter Dinge, aßen und tranken herzlich ſchlecht; bezahlten alles über die Gebühr; ließen uns beregnen und von der Sonne verbrennen; rennten alle Tage unſre drei, vier Meilen; fielen über Zeltpflöcke uns die Naſen blutig; ſahen vor Staub und Pulverdampf, von allen gerühmten herrlichen Evolutionen und Manoeuvres, keinen Stich und behaupteten doch alle einſtimmig, daß über die Freude des Luſtlagers nichts in der Welt gehe.

Nach vierzehn Tagen hatte der Spaß ein Ende; die Zelte wurden abgebrochen; die Regimenter marſchirten auseinander und jedes eilte nach Hauſe. Zu dem Behuf wollte auch ich mir Extrapoſt beſtellen; Ich ging

ſelbſt auf das Poſthaus, weil ich keinen Bedienten mit hatte.

„Ein Glück," antwortete der Poſt-Sekretär, „daß ſie nicht einige Minuten ſpäter kamen: Sie erhalten gerade die letzten Pferde, und den einzigen noch brauchbaren Wagen." In dem Augenblicke kam eine Dame mit einem jungen wunderniedlichen Mädchen, und erſuchte gleichfalls den Secretär um eine Poſtchaiſe und zwei Pferde.

Die Poſtchaiſen waren alle längſt in Stücken gefahren, und die Pferde kamen vor ſpät Abend nicht zurück. Er verſprach die Extrapoſt auf morgen. So lange konnte die Dame nicht warten. Sie mußte heute fort. „Und wenn Sie mir die Pferde vierfach bezahlen wollen," entgegnete der Poſtbeamte, „ich kann nicht. Es iſt alles, was nur in der Stadt Pferde hat, aufgeboten, zur Poſt ſie zu ſtellen; ich habe heute ſechs und ſiebenzig Vierſpänner expedirt, die andern habe ich gar nicht gezählt. Die Pferde auf den

Dörfern ſind zu Militairfuhren requirirt; kurz Sie müſſen warten.“ Mit dieſem Beſcheid ging der Mann in ſeine Stube zurück und ließ die Dame ſtehen.

In einer Poſt-Stube iſt man ſchon ein halber Reiſender. Die conventionelle Welt liegt hinter dem Menſchen, ſobald er den Wanderſtab in der Hand hat. Man iſt ungebundener, unbefangener.

Ich fragte die Verlegenen, wohin ſie zu reiſen gedächten. „O mir geht es fatal, ganz fatal,“ entgegnete die Dame, „ich kam hierher und hatte mir mit meinen Verwandten aus Sporenberg ein Rendezvous gegeben: dieſe ſollten meine Nichte hier wieder mit zurücknehmen. Allein meine Leutchen ſind nicht gekommen. Ich wohnte hier bei meinem Bruder, dem Geheimen Rath Roman; dieſer geht heute auf Commiſſion und ſchließt ſein Haus zu, folglich muß ich heute fort; ich wollte mit meinem Bruder zu Hauſe fahren, deſſen Commiſſionsreiſe geht durch

meinen Ort. Das war alles ſchon beſpro-chen, und darum ſandte ich meinen Wagen, gleich nach meiner Ankunft zurück; allein jetzt muß ich meine Nichte ſelbſt begleiten und eine Poſtchaiſe nehmen, und nun ſoll ich nicht einmal Pferde, nicht einmal einen Wagen bekommen. Ich muß nun eine Woh-nung im Wirthshauſe nehmen, ich muß —

„Gar nichts müſſen Sie, meine — ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe —"

„Ich bin die Forſträthin Riedel."

„Gehorſamer Diener. Freut mich, die Ehre — gar nichts — wollte ich ſagen, meine beſte Frau Forſträthin, brauchen Sie in Ihrem Plane zu ändern. Ich reiſe die-ſen Augenblick ab; ich fahre über Spore-berg, es wird mir ein Vergnügen ſeyn, die Demoiſelle Nichte —

Das Mädchen ward roth. Die Tante machte einen Knix. „Sehr gütig, ungemein gütig," entgegnete ſie — „aber ich weiß nicht, wen —"

„Ich heiße von Oſten“ antwortete ich mit dreuſter Stimme, und ſetzte hinzu, um ſie ſicherer zu machen: „und bin Bräutigam. Sie riskiren alſo nichts.“

„Der Herr Baron von Oſten? der künftige Herr Schwiegerſohn unſers Herrn Oberforſtmeiſters? freut mich, freut mich unendlich, die Ehre zu haben, Ihnen meine gehorſamſte Devotion perſönlich bezeigen zu dürfen, und Ihnen meinen unterthänigen Glückwunſch zu Dero Vermählung mündlich darbringen zu können.“

„Kennen ſie meine Braut?“ fragte ich halb todt vor Angſt.

„Nein gnädiger Herr, ich habe nicht die Ehre. Der Herr Oberforſtmeiſter ſind zwar der gnädigſte Herr Vorgeſetzte meines Mannes, allein wir ſind die Entfernteſten im Departement Ihres Herrn Schwiegervaters; wir wohnen über 17 Meilen auseinander.“

„Ich weiß, ich weiß. Nun, wie ſteht

es, Frau Forſträthinn, wollen Sie mir die Demoiſelle Nichte anvertrauen?“

„Ach, liebwertheſter Herr Baron, ich weiß nicht, ob wir uns unterſtehen dürfen, Sie zu incommodiren.“

„Sprechen Sie doch nicht von incommodiren; ich habe einen Platz im Wagen leer; Sie gehören zum Departement meines Schwiegervaters; Sie ſind in Verlegenheit; der alte Herr würde mir es nicht verzeihen, wenn ich ſeiner guten Frau Forſträthin nicht einmal dieſe kleine Gefälligkeit erweiſen wollte.“

Mein Vorſchlag ward endlich nach vielen Complimenten und Entſchuldigungen angenommen. Beide eilten in ihre Wohnung, ich in die Meinige. In einer halben Stunde kam die Nichte. Ein Mädchen trug ihre wenigen Habſeligkeiten. Der Geheime Rath Roman, der, wie aus den Reden des Mädchens hervorging, den Herrn von Oſten ſehr genau zu kennen ſchien, hatte mein An-

erbieten äußerſt artig gefunden. Das Dienſtmädchen brachte tauſend Empfehlungen nebſt Butterſemmeln und Knackwürſten vom Geheimen Rath mit. Er war eben im Abreiſen begriffen, und nahm die Tante mit, ſonſt wären beide ſelbſt zu mir gekommen, und hätten ſich perſönlich bei mir bedankt. Daß das nicht geſchehen war, dankte ich meinem Schutzgeiſt. Denn, dann hätte der Geheime Rath, ſtatt des Herrn von Oſten, meine Wenigkeit gefunden, und ich wäre in unbeſchreibliche Verlegenheit gerathen.

Daß ich in der Geſchwindigkeit auf den Einfall gekommen war, mich für den Herrn von Oſten auszugeben, hing ſehr natürlich zuſammen; ich wußte zufällig, daß dieſer im Hauſe des Oberforſtmeiſters bekannt war. Kannte die Forſträthin dieſen Herrn von Oſten perſönlich, ſo gab ich mich für deſſen Vetter oder Bruder aus. Die Nachricht, daß ich Bräutigam ſey, hatte ich bloß hingeworfen, um die Forſträthin ſicher zu ma-

chen; der zufällige Umstand, daß der Herr von Osten wirklich Bräutigam war, verblüffte mich ein wenig, doch sammelte ich mich so schnell als möglich. Kurz meine dreifache Lüge, daß ich Bräutigam, daß ich Herr von Osten sei, und nach Sporenberg reise, brachte die Nichte in meinen Wagen, und das war ja alles, was ich verlangt hatte.

Ob ich nach Sporenberg, oder wo anders hin reiste, war mir ganz einerlei, denn ich hatte ein Paar Tage von meinen Geschäften übrig; aber zwischen dem Alleinreisen und in Gesellschaft einer ungemein anziehenden Nichte, lag ein gewaltiger Unterschied.

Noch hatte ich kein Wort, keine Sylbe von der Kleinen gehört. Ich hätte sie für stumm gehalten, wenn sie nicht endlich, als sie in den Wagen stieg, an den Onkel und an die Tante recht viel Grüße bestellt hätte. Sie holte ihr Geldbörschen hervor. Es war wenig darinn; Sie gab dem Mädchen die

Hälfte ihrer Baarſchaft als Trinkgeld für deſſen Bemühung. Das Mädchen küßte die kleine weiße Hand, die Nichte zog ſie ſchnell zurück und ſtieg mit ſichtbarer Verlegenheit in den Wagen.

Ich ſchrieb in mein inneres Notizbuch: kindlich, arm, erkenntlich, beſcheiden, keuſch, ſehr hübſch, recht ſehr hübſch, faſt zu hübſch.

Der Poſtillon fuhr wie ein Raſender über das Pflaſter; man konnte ſein eignes Wort nicht hören. Ich hätte ſchreien müſſen, wenn ich mich hätte mit ihr unterhalten wollen, und das hätte ſich doch nicht geſchickt. Ich ſchwieg alſo. Sie auch.

Endlich hatten wir den Steinweg hinter uns. Es war ein herrlicher Morgen, ringsum eine freundliche Gegend.

Das Auge der Nichte weilte mit Freude auf den um uns liegenden Fluren. Fiel ihr Blick auf die vor uns in bläulicher Ferne dämmernden Gebirge, ſo ſchlug ſie die Augen ſchnell nieder.

Ich trug in mein Notizbuch: empfänglich für Naturschönheit, angstvoll für die Zukunft.

Wir waren eine Meile gefahren. Die Nichte hatte kein Wort gesprochen. Ich auch nicht. Ich hatte mir fest vorgenommen, eine Meile zu fahren, ohne sie anzureden. Ich hielt dieß für das sicherste Mittel, ihre Blödigkeit zu entwaffnen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Etwas hatte ich auch erreicht, aber verdammt wenig. Sie hatte anfänglich ganz tief in die Ecke eingedrückt, gesessen. Ich auch. Ein Hamburger Zuckerfaß hätte zwischen uns noch Raum gehabt, so weit saßen wir von einander. Nach und nach hatte sie die Gränze ihres Besitzthums erweitert; auch ich war unvermerkt näher gerückt, und so saßen wir ziemlich dicht neben einander, ohne daß sie Arges daraus nahm.

Aber der erste Meilenstein machte mir doch Freude. Ich hatte mich nach ihm gesehnt. Nun wollte ich meine Zunge entfesseln.

Ich fing an. Sie antwortete kurz, aber freundlich.

Beim zweiten Meilenſteine ging die Sache ſchon viel beſſer. Sie ſprach recht gut; ſie fühlte ſehr richtig, ihr Verſtand blitzte überall hervor; wäre ſie heiterer, oder weniger gutmüthig geweſen, ich hätte ſie witzig nennen können.

Ich wollte in mein Notizbuch wieder eintragen, allein ich hatte nun ſchon ſo viel Liebes und Gutes von ihr bemerkt, daß ich in meinem Innern mir Summa Summarum laut geſtand, nie ein lieberes Mädchen geſehen zu haben.

Dies Geſtändniß hätte ich bei mir behalten ſollen. Allein, Gott weiß, wie ich es verſah, es glitt mir über die Lippen, und die Nichte war bis zum vierten Meilenſteine wieder ſtumm, wie ein Fiſch.

Wir hatten unterdeſſen die Pferde gewechſelt und einen Poſtillon bekommen der verheirathet war, eine kranke Frau hatte,

und uns unterwegs klagte, er ſei ſo arm, daß er keinen Doctor bezahlen könnte.

Die Nichte zog, als wir auf der Station ankamen, und der Poſtillon zurückritt, ihr Beutelchen, und gab ihm mehr, als die Hälfte ihres Reſtes. Sie hatte ſich hinter den Wagen geſtellt, daß ich ſie nicht ſehen ſollte; aber ich ſah durch das kleine Fenſter, was am Wagen angebracht war; ſie ſtand mit dem Rücken gegen mich gewendet, und bemerkte mich nicht. Aber ich und der liebe Gott ſahen ſie, und wir beide ſahen auch, daß ſie nur noch ein paar Gröſchelchen im Beutel hatte, und daß ein Paar große Thränen ihr auf die wohlthätige Hand fielen, als ſie mit dem Poſtknechte ihre Armuth theilte.

Ich ſchlechter Menſch hatte dem Poſtillon, als ich ihm in der Poſtſtube ſein Biergeld zahlte, einen Rand-Ducaten in die Hand gedrückt. Ich dachte, er ſollte bei der Nichte mir einen Stein ins Bret ſchieben, und ihr von meiner Gutthat erzählen; aber

der Kerl war noch ſchlechter, als ich. Er nahm das Scherflein der Nichte und meinen Dukaten und ritt davon, ohne meines Holländers, gegen die Nichte, mit einer Sylbe zu gedenken.

Der Himmel umzog ſich, als wir weiter fuhren; der Abend brach ein; es ward ſehr finſter; am Ende ſtockdunkel. Der Wagen fiel aus einem Loch in's andere; bald flog die Liebliche auf mich, bald plautzte ich auf ſie. Wer in ähnlicher Lage iſt geweſen, wird meine Pein ermeſſen können. Aber ich hielt mich, als hänge der Sonnenlüſtre ſelbſt im Wagen, und gewann dadurch wenigſtens ſo viel, daß wenn dieſer auf meiner Seite hing, das Mädchen minutenlang mir an der Bruſt lag. Das raſende Feuer, das in dieſer hoch aufloderte, konnte freilich die Engelreine nicht ahnen. Endlich erreichten wir die dritte Station. Der Poſtmeiſter wollte uns in der Nacht nicht weiter fahren laſſen. Die Wege wären, meinte er, grundlos

ſchlecht, und das Gebirge, das wir jetzt paſſiren müßten, in der finſtern Nacht durchaus nicht befahrbar.

Die Nichte, die ſchon in den letzten Stunden unſrer Reiſe, über jedes Loch Todesangſt ausgeſtanden hatte, willigte gern ein, zu bleiben. Niemand war damit zufriedener, als ich.

Wir aßen ein ſehr gut zugerichtetes Abendbrod. Die Nichte machte die Wirthin. Ich ſaß dem lieblichen Mädchen gegenüber. Ich hatte bisher immer nur ihr Profil geſehen. Jetzt hatte ich den vollen Liebreiz des gerade mir zugewendeten ganzen Geſichtchens im Auge. Sie hatte Pelz und Umſchlagetuch abgelegt. Sie hatte das Häubchen abgebunden. Die Luft hatte ihre vorhin etwas blaße Wange geröthet. In ihrem großen, unbeſchreiblich ſchönen, ſchwarzen Auge lag der Glaube an meine Artigkeit, der endlich nun Ankergrund gefunden zu haben ſchien. Das zwiſchen uns ſtehende

Tiſchchen war ganz ſchmal. Dicht vor mir drüben ſaß das Mädchen mit der ganzen Fülle ſeiner ſüßen Reize, über welche die holde Verlegenheit, mit dem fremden Manne hier allein zu ſeyn, einen eigenen Zauber goß. Nun konnte ein jeder Menſch leſen, wie die Schüchternheit allmählig ſchwand, und nur noch eine mädchenhafte Befangenheit den Platz behielt. So, wie mir jetzt war, dachte ich mir ohngefähr die magiſche Vorfeier des bräutlichen Verhältniſſes, — mir mundete kein Biſſen mehr. Des Poſtmeiſters ehrlicher Landwein ward mir zum glühenden Burgunder. In dieſem Augenblicke brachte ein Mädchen Stroh, ein anderes weiß überzogene Betten, und beide bauten für uns beide, ein breites hochgethürmtes Paradebette, das im Harem nicht reizender ſeyn konnte. Die Nichte ſchien vom Schlafen und vom Bette gar keine Notiz zu nehmen; ſie ſprach nicht davon.

Ich auch nicht.

Wir wußten beide, daß wir auf dieſer Prachtſtreu ſchlafen ſollten; aber wir beide thaten, als ob keine Streu in der Welt wäre. Sie holte ihren Strickſtrumpf heraus, ich ſtellte mich an das Kamin. Sie brachte das Geſpräch auf meine Braut. Ich wußte recht gut, daß das Erinnern an dieſe, der Schanzkorb ſeyn ſollte, hinter dem ſie ſich ſichern wollte. Sie kannte das Fräulein, ſie war begeiſtert von ihm. Hätte der wirkliche Herr von Oſten vor dem Kamin geſtanden, er hätte von dem Werth und den Tugenden ſeiner Braut, dieſe Nacht einen ſchönen Traum geträumt.

Ich ſchwieg zu ihren Tiraden über das Fräulein. Ich dachte an ganz andere Dinge. Jetzt unterhielt ſie mich. Jetzt verlor ſie ſich in dem Fluß lebendiger Rede; denn ſie ſprach vom Glück der Liebenden, die, und wenn Welten zwiſchen ihnen lägen, treu einander gehören; ſie ſuchte den Grund dieſes himmliſchen gegenſeitigen Vertrauens, in

der ungemiſchten Reinheit der wahren Liebe, und ſchloß mit der Behauptung, daß Liebe ohne Ruhe nicht denkbar ſey.

„Nun ſo wollen wir uns auch zur Ruhe begeben!“ ſagte ich trocken, denn ſie hatte alle Canäle ihrer Beredſamkeit auf einmal ſo geöffnet, daß ſie den Morgen herangeſchwatzt hätte, wenn ich keinen Damm davor zog.

Meine Aeußerung mußte ihr etwas querfeldein gekommen ſeyn; denn ſie ſchlug das Auge auf ihre Arbeit nieder, und ſprach kein Wort weiter.

Mit dem Reden ſchadet man oft der guten Sache. Ich hätte vom Schlafengehen gar nicht ſprechen, ſondern mich niederlegen ſollen. Sie würde, bildete ich Thörigter mir ein, wenn ich eingeſchlafen wäre, — wohl ſtill nachgekommen ſeyn. Es war noch für vier Perſonen Platz.

Ich that jetzt, was ich gleich hätte thun ſollen. Ich klagte über entſetzliche Müdig-

keit; entſchuldigte die Freiheit, in ihrer Gegenwart zu ſchlafen, mit dem eiſernen Geſetz der Nothwendigkeit, legte mich halb entkleidet nieder, und wünſchte ihr von meinem Strohthrone aus, eine gute Nacht.

Sie dankte, ohne ſich weiter im ihrem Stricken ſtören zu laſſen, mit ſtillſchweigendem Kopfnicken.

Ich konnte nicht ſchlafen. Und wenn ich die ganze lange Nacht der Juden vorher durchwacht hätte, ich hätte nicht ſchlafen können.

Ich ſchnarchte nach einem Weilchen ein wenig, um der Nichte glaubend zu machen, ich ſchliefe, und blinzelte durch die Wimpern, um zu ſehen, was die Kleine beginne.

Sie wendete ſich nach mir, machte einen langen Hals, und als ſie meinte, daß ich recht feſt eingeſchlafen, löſte ſie, um ſich es bequemer zu machen, das Schnürleibchen auf, und wuſch ſich mit friſchem Waſſer — jeder Strohhalm unter mir, ward bei dieſem An-

blick zu einem unterirdisch brennenden Steinkohlen-Flötz — den blendenden Hals. Ich sah alles nur halb. Ach! nicht einmal halb, denn sie hatte das Angesicht nach dem Kamine gewendet, und nur als sie sich umdrehte, um vom Tisch das Handtuch wegzunehmen, da schwor ich mir im Stillen hoch und theuer, daß ich nie ein köstlicheres Mädchen gesehen hatte.

Wehmüthig sah ich auf den leeren Platz neben mir. Warum konnte ich nun nicht sagen, „komm und theile meinen Thron mit mir?“ — blos weil ich gelogen hatte, weil sie mich für den Herrn von Osten hielt, und weil sie daher glauben mußte, daß Oberforstmeisters Fräulein meine Braut sei.

Das mußte anders werden; so hielt ich es diese Nacht nicht aus. Ich that, als ob ich erwachte. Wie ein Blitz flog das große weiche Umschlagetuch um Busen, Hals und Achsel.

„Mein Gott, Demoiſelle, noch nicht zu Bette?“

„Glauben Sie denn wirklich, Herr Baron, daß ich mich niederlegen werde?“

„Sagten Sie nicht vorhin, daß Liebe ohne Ruhe nicht denkbar ſei? Ich halte ſie der Liebe fähig, ſehr fähig, folglich —“

„Sie haben mich recht gut verſtanden. Aber es iſt nicht hübſch von Ihnen, daß ſie mich mißverſtehen wollen.“

Ich warf meinen Matin über, ſprang aus dem Bette, und — es mochte nun daraus entſtehen, was da wollte, — ich entdeckte ihr, daß ich nicht der Baron von Oſten ſei, daß ich keine Braut habe, daß meine Tante mir immer geſagt, ich werde eine Frau finden, ohne ſie zu ſuchen, und daß ſie, ſie allein die ſei, die ich gefunden, ohne zu ſuchen. „Ihr Satz von der Ruhe, Mademoiſelle“ rief ich, von dem Geſichtchen, was ſie zu meinem Bekenntniſſe machte, etwas beleidigt: „Ihr Satz taugt nichts;

gar nichts. Ich liebe Sie, wie ein Mensch nur lieben kann; aber ich habe keine Ruhe. Von der glücklichen Minute an, als ich Sie sah, bis zu diesem wichtigen Augenblicke, hat mich alle Ruhe geflohen. Ein Fieber, als ob ich vergehen wollte, brennt in meinem Innern. Himmlisches, himmlisches Mädchen, darf ich hoffen?"

„Ihre Liebe ist nicht die Meinige! entgegnete das Mädchen hochroth und bitter böse: — Sie fingen ihre Bekanntschaft mit einer Lüge an. Von der Diskretion eines solchen Mannes darf ich nichts erwarten. Ich ward dem Baron von Osten anvertraut, nicht Ihnen. Ich werde den Weg nach Hause allein finden."

Sie verbeugte sich, nahm ihre wenigen Sachen und ein Licht, und ging, um die Postmeisterin zu wecken.

Ich ereilte früher die Thüre.

„Ich vertrete Ihnen nicht den Weg, Mademoiselle, sie sind frei. Aber hören

Sie mich einen Augenblick. Was würden die Menſchen im Hauſe von mir denken, wenn Sie jetzt, in der Mitternacht, die Poſtmeiſterinn weckten? Sie ſelbſt würden bald der Gegenſtand des Geſprächs aller Poſtknechte. Schonen ſie meine Ehre und meinen Ruf. Bin ich auch nicht der Baron von Oſten, ſo bin ich doch ein ehrlicher Mann.“ Ich nannte ihr meinen Namen und Stand. Ich geſtand ihr, daß ich, bloß um ſie zu begleiten, die Reiſe gemacht hätte; zufällig ſei mir, als ihre Tante mich gefragt habe, wer ich ſei, einer meiner Bekannten, der Herr von Oſten eingefallen. Meine Verlegenheit ſei nicht gering geweſen, als ihre Tante dieſen gekannt und der Verhältniſſe deſſelben mit der Tochter des Oberforſtmeiſters erwähnt habe, allein die Freude, mit der liebenswürdigen Nichte zu fahren, habe alle meine Angſt beſiegt. „Nun habe ich Ihnen,“ fuhr ich mit gutmüthiger Offenheit fort, „alle meine ſchweren Verbrechen geſtanden.

Darf ich Verzeihung hoffen? Werden Sie mir nun wieder Ihr Vertrauen ſchenken?"

Die Nichte lächelte halb ernſthaft, ging von der Thüre zurück, und legte ihr Reiſepäktchen wieder auf die Seite.

„Sie bedürfen des Schlafes" ſagte ich nach einer Weile: „legen Sie ſich ganz ruhig nieder. Ich werde nicht weiter ſchlafen."

„Sie werden ſich nicht wieder niederlegen?"

„Nein."

„Gewiß nicht?"

„Auf meine Ehre nicht!"

Das Mädchen ging, nach einer langen Weile, ſchweigend und legte ſich, ohne ſich zu entkleiden, auf das Bette. Ich warf, weil es in der Nacht doch zu kühl werden konnte, eine leichte ſeidene Decke über ſie, die ich auf Reiſen immer bei mir führe. Sie dankte freundlich. Ich ſetzte mich, ihr den Rücken zugewendet, gegen das Kamin.

Die heimliche Stille! Das blüthen-

weiße Bettchen! Das liebreizende Mädchen! — Ja, es giebt im menſchlichen Leben Verhältniſſe, wo eine Rieſenkraft dazu gehört, um Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben. Ich ſtierte ſchweigend in die Kohlen des verglimmenden Kaminfeuers. Ein Fünkchen nach dem andern ging aus. Das wahrhafte Bild meiner Grundſätze. Aber ich nahm mit Gewalt den Blaſebalg der geſunden Vernunft zur Hand, und wehte ihnen wieder Geiſt und Leben an, daß ſie in dieſer ſchweren Prüfungsnacht vorhalten ſollten.

Was mich jetzt am meiſten ſchmerzte, war, daß ſie mit mir ſchmollend, eingeſchlafen war. Die Sonne ſoll nicht im Zorn über uns untergehen. Das Trotzköpfchen war eingeſchlafen, ohne mir einmal gute Nacht geſagt zu haben.

Nach einer guten Viertelſtunde, als ich lange ſie ſchon eingeſchlummert glaubte, fragte ſie leiſe: „Sie ſind doch nicht böſe auf mich?“

Ich eilte zu ihr, und bog mich an Ihrem Streubette auf ein Knie nieder. „Böse? warum ſollte ich böſe auf Sie ſeyn?“

„Ich glaube, ich habe Ihnen etwas hartes geſagt, und Sie ſind ſo gut. Sie wachen, daß ich ſchlafen kann. Seyn Sie wieder gut, ich habe Sie nicht beleidigen wollen.“

Weg war mein Groll! So ſind wir gutherzigen Männer; ich hätte eben anfangen wollen, über das kleine Sauertöpfchen mich zu ärgern, ein ſanftes Wort, und wir laſſen uns um den Finger wickeln.

Ich zog den vollen ſchönen Arm, der bis zur Achſel entblößt, auf der ſeidenen Decke lag, an meine Lippen. Ich betheuerte mit voller Seele, nie auf ſie böſe geweſen zu ſeyn, nie in meinem Leben auf Sie böſe werden zu können, und fiel, ich weiß heute noch nicht wie, in das vorhin abgebrochene Thema wieder ein.

Aber die Nichte entgegnete halb ernſt,

halb verdrüßlich, daß, wenn ich nicht den Augenblick davon abbräche, ſie aufſtehen und das Zimmer verlaſſen müſſe. Wenn ich alſo nur einige Rückſicht auf ſie nähme, ſo bäte ſie vor allem, ihr dieſe Nacht Ruhe zu gönnen.

Ich drückte, ihren Wunſch gewährend, ihr den Gutenachtkuß, mit zarter Liebe auf den ſchneeweißen Arm; ſtand, von unbefriedigter Sehnſucht ſchmerzlich gefoltert, wieder auf, und ſetzte mich an das langſam verglimmende Kaminfeuer.

Ich ſchlummerte auf dem Stuhle ein. Das reizende Mädchen ſchlief bis an den hellen Morgen.

Wir hatten nur noch eine Station bis Sporenberg, dann ſah ich vielleicht die Liebliche nie wieder. Ich brachte alſo beim Frühſtück, das geſtern abgebrochene Geſpräch wieder in den Gang. „Nun, was meinen Sie,“ ſchloß ich meine Rede, und nahm in meine beiden Hände ihre kleine Rechte:

„Wollen Sie — willst Du es mit mir wagen, Du ſüßes herziges Mädchen?“

„Ich meine nichts, ich kann nichts meinen,“ ſagte ſie ſchnell, aber freundlich. „Sie kennen mich ja nicht. Ich Sie nicht. Sprechen Sie nicht davon. Es wird mir Angſt. Ihre Tante hat Unrecht. „Suchet, ſo werdet ihr finden,“ ſagt die Schrift.“ Der Poſtillon blies. Wir ſetzten uns in den Wagen.

„Wenn ich ſuchen darf, muß ich Sie beſuchen dürfen; kann ich das?“

„Nein.“

„Nicht?“

„Um keinen Preiß.“

„Warum nicht?“

„Erſtens ſind Sie als der Baron von Oſten mit mir gereiſt; als ſolcher müßten Sie in unſerm Hauſe auftreten; denn natürlich ſchreibt man aus unſerm Hauſe an die Forſträthin, und was würde das für eine verwirrte Geſchichte werden, wenn Sie un-

ter Ihrem wirklichen Namen ſich nun bei uns jetzt einführten.“

„Zweitens?“

„Zweitens — —

„Nun?“

„Laſſen Sie uns abbrechen. — Ich bin in unſerm Hauſe nicht glücklich, ich werde“ — ſie ſchlug die Augen nieder, und ſprach leiſer — „ich werde verachtet, gemißhandelt; man würde ſich wundern, wenn Sie um — meinetwillen kämen, da Töchter im Hauſe ſind, die auf die Hand eines ſolchen Mannes eher Anſpruch machen können, als ich. Ich eſſe in dieſem Hauſe — das Gnadenbrod. Meine Eltern ſind ſeit zwei Jahren todt. Sie hinterließen mir nichts, als meine Erziehung.“

Ich ſchloß das holde Mädchen in meine Arme. Ich betheuerte ihr die Redlichkeit meiner Abſichten; in vierzehn Tagen wollte ich zurückkommen, und offen nnd gerade um ihre Hand anhalten. Wir hatten

uns, machte ich den Plan, in der Reſidenz kennen gelernt. Daß ich ſie bis hierher begleitet hatte, durfte kein Menſch erfahren.

Sie lächelte verlegen und wand ſich aus meinen Armen. „Sie ſind etwas raſch," ſagte Sie in holder Verwirrung.

„Nun" — entgegnete ich ihr, ſchon halb triumphirend: „Ihr Erſtes hatte nichts auf ſich. Ihr Zweites habe ich beantwortet, haben Sie noch ein Drittes?"

Ihr „Ja" glitt kaum hörbar über die Lippen.

„Noch ein Drittes? Laſſen Sie doch hören!"

„Sie dürfen mich nicht lieben, ich — ich werde ſchon geliebt. Aber fragen Sie nicht nach dem Namen, den kann ich jetzt noch nicht nennen. Sie ſind außer ihm der einzige Menſch in der Welt, der darum weiß. Ehren Sie mein Geheimniß. Ich hätte es Ihnen nicht mitgetheilt, wenn Ihr Antrag, den ich zu würdigen weiß, mir nicht

die Gegenpflicht auflegte, gegen Sie offen und ehrlich zu seyn.

Ich mußte zu dieser widrig überraschenden Nachricht ein fatales Gesicht gemacht haben, denn sie fragte nach einer Pause wieder, mit unaussprechlicher Gutmüthigkeit, ob ich böse sey?

Ach, böse war ich nicht, aber unglücklich, wirklich recht unglücklich. Unsere Unterhaltung bis Sporenberg war jetzt höchst einsilbig; einigemale setzte ich an, um den Schleier ihres Liebesgeheimnisses zu lüften; aber sie hielt ihn fest zusammen, und betheuerte, daß sie sehr dringende Ursachen habe, den Namen ihres Geliebten zu verschweigen. Ich bot ihr meine Hülfe an, um die Steine des Anstoßes, die ihrem Glücke vielleicht im Wege lägen, zu beseitigen; sie schüttelte aber wehmüthig mit dem Kopfe, und sagte: „uns kann niemand helfen.“

Vor dem Posthause in Sporenberg stieg sie ab, dankte mir für genossene Höflichkei-

ten und ging in die Wohnung ihrer Verwandten.

Ich ſah dem Mädchen, ſo weit ich konnte, nach. Es ſchwebte, wie eine Grazienge-ſtalt, die Straße hinab. Jetzt erſt trat mir mein, in der vergangenen Nacht, über mich ſelbſt erfochtener Sieg, wie ein rieſenhaftes Tugendſtück vor die Seele.

Der Abſchied vorhin war einfältig, kleinſtädtiſch, der ärgerte mich; das Mädchen hatte, den ganzen Weg über, ſo ſinnig, ſo anſtändig geſprochen, und jetzt dankte es für — genoſſene Höflichkeiten. Die Opfer, die ſchmerzlichen Opfer, die ich ihm gebracht, nannte es ſchlechtweg Höflichkeiten!

Aber nein — im Grunde hatte die Schlaue doch recht. Als ſie ausſtieg, lagen mehrere Menſchenkinder der Nachbarſchaft, in den Fenſtern. Konnte ſie denn da hintreten, und ſagen, ich danke dir für deinen ehrenfeſten Schutz in dieſer Nacht, für dein beſcheidenes Entſagen, für die Martyrerquaal,

mit der du dich ſelbſt gekreutzigt haſt! Ihr Abſchied war kalt, ſteif und ceremoniell, und damit wieß ſie der ganzen Chriſtenheit in den benachbarten Fenſtern das entfernte Verhältniß, in dem ſie zu mir geſtanden haben wollte; wer jetzt hätte ahnen ſollen, daß ſie unter meiner Decke, eine ganze Nacht mit mir in einem Zimmer geſchlafen, daß ich auf dem Punkte geſtanden, ſie zu heirathen, daß ſie mir, in der Angſt ihres Herzens, ihr Liebesgeheimniß anvertraut, habe der müßte ein paar Herrſchelſche Telescope, ſtatt der Pupillen, im Auge haben.

Die geſchwätzige Poſtmeiſterin gab mir näheres Licht. Nachdem ſie mir mit ſchelmiſchem Lächeln, zu der bisherigen angenehmen Reiſegeſellſchaft Glück gewünſcht, ich ihr aber, zur Ehrenrettung des Mädchens, entgegnet hatte, daß es den ganzen Weg ſtill und in ſich gekehrt geweſen, fuhr ſie mit Theilnahme fort: „wie kann das auch anders ſeyn, das arme Ding hat böſe Tage

im Hauſe; die Alten werfen ihm das bischen Brod, das es ſie koſtet, tagtäglich vor, und von den Töchtern muß es ſich alles gebrannte Herzeleid gefallen laſſen. Mehr, um nur dieſem Elende zu entgehen, als aus Liebe, hat ſich das arme Mädchen, wie man ſo munkelt, mit einem jungen Menſchen hier in der Gegend eingelaſſen; aber, denken Sie an mich, der Mosje macht das niedliche Mädel unglücklich, und läßt es dann ſitzen; es iſt nicht das erſte Mal, daß er es ſo gemacht hat!“

Die Rede der Schwatzhaften zerſchnitt mir das Herz. Einem Unwürdigen alſo gab das Mädchen Wunderhold, ſeine Hand, ſeine Liebe und Reitze, und mir, der ich es mit ſo zarter, redlicher Herzlichkeit umfing, mir verſagte es alles!

„Können Sie denn nicht“ fragte ich ängſtlich, und vom trübſten Mißmuth gepeinigt, „können Sie denn nicht das unbeſonnene Mädchen vor dem Menſchen warnen?“

„Vor dem? — den kennen Sie nicht, lieber Herr. Das ist ein malitiöser Hering; mein Mann hat draußen vor dem Thore die große Wiese, den Sauanger, von ihm in Pacht, wir haben einen Heuschlag darauf, delikates Gras sage ich Ihnen, wie Sallat; den Sauanger nähm' uns der Mensch vor der Nase weg, wenn er erführe, daß ich mich in seine Amourschaften mengeliren thäte — nein, da soll mich Gott behüten; was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz."

So geht es in der Welt! Tausend dumme Streiche würden weniger begangen, wenn der Dritte sich nicht von erbärmlichen Ursachen abhalten ließe, ihnen durch offenen Rath und gute That in den Weg zu treten; aber, wenn das Unglück, das hunderte haben kommen sehen, ohne zu rechter Zeit den Mund aufzuthun, da ist, dann stellen sie sich hin, und schreien dem, dem es begegnet, in das Gesicht, und zermalmen ihn mit schonungslosen Vorwürfen.

Wie wär' alles anders geworden mit der armen Nichte, wenn die Poſtmeiſterin, die den Geliebten der Kurzſichtigen beſſer kannte, ſich nicht mit dem Sauanger den Mund hätte ſtopfen laſſen.

Verſtimmt von der Albernheit der Menſchen, fragte ich mich, wohin ich nun wollte. Umzukehren und das Poſthaus wiederſehen, wo der Teufel der Verſuchung mir das reizendſte Mädchen von der Welt auf dem Strohlager gewieſen hatte, war mir nicht möglich. Ich fuhr alſo allein weiter. Aber das gefiel mir auch nicht.

Auf der nächſten Station ging die fahrende Poſt eben ab. Sie war mit lauter fröhlichen Leutchen beſetzt, die auch aus dem Luſtlager kamen.

Ich war mit Extrapoſt gekommen und hätte alſo auf dieſe Weiſe, nach der Poſt-Ordnung, weiter fahren müſſen; indeſſen, da ich dem Poſtmeiſter bis zur erſten Station das Extrapoſtgeld bezahlte, und nun noch

obenein die Gebühren der ordinairen Poſt bis dahin berichtigte, ſo war der uneigennützige Mann gefällig genug, ſich meiner Laune zu fügen, und mich mit der ordinairen Poſt, die mir in meiner Stimmung jetzt lieber war, als die einſame Poſtchaiſe, in Gottes Namen fahren zu laſſen. Ich bekam als letzter Paſſagier den hinterſten Platz. Der mit Eiſen beſchlagene große Briefbeutelkaſten ward mir zum Sitz angewieſen.

Ein kräftiges Mittel gegen die Hypochondrie, ein ſolcher Briefbeutelkaſten! Schon auf dem Stadtpflaſter trennte ſich das Fleiſch von meinem Gebein. Die Zähne klapperten mir im Munde, und ehe wir das Weichbild des Städtchens im Rücken hatten, thaten mir alle Rippen im Leibe weh.

Einen großen, friſch geflochtenen Korb im wunden Herzen, die ſchlafloſe Nacht im weiten Auge, keinen Mundbiſſen im Magen, und den Briefbeutelkaſten unter dem Sitzorgane, — das hätte kein Menſch lange

aushalten können. Zum Glück kamen wir in tiefen Sand; der Wagen mahlte ſich langſam fort. Dem einen Uibelſtande war alſo abgeholfen.

„Der Herr ſitzen dahinten wohl gar nicht bequem?“ fragte eine üppige Blondine und bog ſich von ihrem Sitze hinterwärts zu mir herum.

„Nicht zum bequemſten,“ entgegnete ich, und ſpürte, daß mein Eſſiggeſicht ſich über die theilnehmende Anrede der blonden Poſtgefährtin, ſichtbar aufheiterte; „indeſſen“ fuhr ich, mich artig verbeugend fort: „indeſſen dulde ich mein Ungemach gern, weil ich das Vergnügen habe, hinter Ihnen zu ſitzen.“

„Wollen Sie,“ ſagte die Blondine zu der neben ihr ſitzenden Brünette, „ein wenig Platz machen, ſo könnte der arme junge Herr vielleicht zwiſchen uns ſitzen.“

Die Brünette rückte mit einem freundlichen: „recht gern!“ ſo weit ab, als ſie

konnte. Ich ſtieg über die Lehne ihres Sitzes, klemmte von dem Uiberfluſſe ihrer Mäntel und Röcke ſo viel unter, als ich brauchte und ſaß, wie ein Prinz.

Die Blondine war ein Weltkind. Sie ſprach — Gott weiß, wie wir auf das Geſpräch — gekommen waren, von der Liebe mit einer Lebendigkeit, mit einem Feuer, daß ich mit jedem Augenblicke den ganzen Poſtwagen in Flammen aufgehen zu ſehen, befürchtete. „Komiſche Menſchen ſind wir," ſagte ſie, und lachte, und in der Tiefe des Wangengrübchens dunkelte ſich der roſige Grund, „komiſche Menſchen ſind wir, daß wir uns ſchmiegſam unter Geſetze fügen, die alte Knaſterbärte geſchnitzelt und geſchnörkelt haben, welche vor tauſend Jahren und länger lebten, von der Liebe ſo viel wußten, als unſer Poſtillon da vorn, von der Bahn der Cometen, und an das Zeitalter, in dem wir heute leben, ſo wenig dachten, als an unſre Sitten und Bedürfniſſe. Wie kann z. B.

ein Menſch dem andern gebieten, nur eine Frau zu nehmen? Die Türken haben vier, fünf Weiber, und wollen auch ſelig werden; Als das Geſetz der Einweiberei aus dem Hirnkaſten der Ueberklugen zur Welt kam, kannte man noch nicht den knallenden Salpeterſtaub, der in wenigen Stunden, zehn, zwanzigtauſend junge Kraftmänner auf den Schlachtfeldern hinſtreckt; damals mochte das Verhältniß, das auf den Taubenſchlägen ſtatt findet, auch unter den Menſchen noch paſſend ſeyn, und jedes Täubchen ſeinen Tauber haben; aber jetzt — gehen Sie doch hin auf alle Bälle, und Sie werden finden, daß immer auf zehn Mädchen ein Mann kommt."

„Wohl haben Sie recht," entgegnete ich: „wenn Sie meinen, daß der jetzige Mangel an Ehemännern und Tänzern, Süßmilchs göttlicher Ordnung gänzlich entgegen laufe; aber, da es nun einmal ſo iſt, möchten die Mädchen nicht mit der Schrift

fragen: was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“

„O,“ erwiederte ſie mit einem vielſagenden Schelmenblick, „das beantwortet ſich von ſelbſt. Wir Frauen und Mädchen müßen jetzt die Geſellſchaftsrechnung ſtudiren, und uns in den Schatz der Welt, in die Mannsperſonen theilen. Im Ernſt“ ſetzte ſie nach einer Pauſe, bedeutend hinzu, und warf die blauen Augen, mit einem leiſen Seufzer, in den blauen Himmel, „es würde viel beſſer auf Erden jetzt ſtehen, wenn die Frauen weniger eiferſüchtig, und die Geſetze von der Kirchenbuße in allen Ländern abgeſchafft wären. Die Gewalt der Natur iſt ſtärker, denn alles. Das Feuer des Veſuvs hat noch keiner gelöſcht, und ſo wird auch die Liebesgluth im menſchlichen Herzen, wohl keiner zu dämpfen vermögen.“

Sie legte bei den Worten die Hand auf die Bruſt, als empfinde ſie da auf dem

Fleckchen einen ſüßen Schmerz und wendete das Geſicht abwärts.

Sah ich recht; ſo ſtand mein kleiner Veſuv zur Rechten mit irgend einem verheiratheten Manne in Verhältniſſen, und dieſer hatte den Feuerberg ſchon erſtiegen.

Ich umſchlang die Ueppige, und wisperte ihr in das Ohr: „Sie verſchließen ein Geheimniß, das ſie mit ihrem ſcheinbaren Frohſinn nicht wegſcherzen können.“

Ein dunkler Carmin ergoß ſich ihr über die ſammetne Wange. — „Offenes Vertrauen kann ſie vielleicht retten“ fuhr ich jetzt in meiner Vermuthung beſtätiget, dreiſter, aber anſtändig und theilnehmend fort.

Sie ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe, ihr ſchönes großes Auge ſtand unter Waſſer.

Ich hatte richtig geſehen, das war wohl außer Zweifel, das ſehr ſchöne Mädchen dauerte mich; auf der nächſten Station wollte es, wie ich vorhin von ihm gehört,

den Poſtwagen ſchon verlaſſen; wollte ich alſo helfen, mußte es bald geſchehn.

Ich zog die ſanft Erglühende dichter an mich, und küßte ihr, zum ſtillen Zeichen, daß ich für mein Theil wegen des Fehltritts ſie zu keiner Kirchenbuße verdammen würde, die Purpurwange, und ſagte mit ängſtlicher Herzlichkeit „drängt Sie Ihre Lage; ſo nehmen Sie von mir Rath und Hülfe an, wenn Sie beides anderswo nicht beſſer zu finden wiſſen.“ Sie aber drückte tief beſchämt das Geſicht zum hochwogenden Buſen nieder und ſchwieg; und als ich ſie heimlich fragte, ob ſie mir, meines wahrlich gut gemeinten Anerbietens wegen, zürne, wendete ſie ſich, durch ſtille Thränen lächelnd, zu mir und erwiederte den Kuß, den ich auf ihre ſchwellenden Lippen ihr drückte, mit dankbarer Hingebung.

Sie ward zwar nach einer Weile wieder heiterer, und begann in ihrer vorigen Weiſe zu ſcherzen, aber der Scherz war er-

zwungen, und wenn er gleich eher Leichtsinn, als leichten Sinn verrieth, so blickte doch der geheime Kummer, der ihr das Herz drücken mochte, nur zu deutlich vor.

Es sind doch arme Wesen, die Mädchen, dachte ich bei mir, und war einsylbiger und stiller. Die Nichte und die Blondine, beide hatten ihre Herzen an Männer verschenkt, die diese Anmuth, diese Reitze, diese Zauber- süßen Blüthen, mit bübischer Tücke brechen wollten oder schon gebrochen hatten. Ich machte meinem Unmuthe Luft, und zog auf unser Geschlecht los, das dem weiblichen wahrhaftig an Tugend und Rechtlichkeit, in der Regel weit nachsteht, und selten der Liebe werth ist, von der sich die schwache Gutherzige bethören läßt.

Meiner Nachbarin zur Linken mochte die harte Anklage der Männer im Munde eines Mannes selbst, etwas sonderbar vorkommen; sie hatte, von sittiger Bescheidenheit befangen, die ganze Zeit bis jetzt, wort-

los und in ſich gekehrt, da geſeſſen, und ſich ſchüchtern von mir entfernt gehalten; Jetzt, — meine Rede ſchien mir ihr Vertrauen gewonnen zu haben — jetzt wendete ſie ſich zu mir, und bot mir und dem gefallenen Engel zu meiner Rechten, mit gutmüthiger Gaſtfreundlichkeit, ein Frühſtück an. Sie hohlte eine große Schachtel hervor und theilte mir und der Blondine mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit mit; ich war hungrig wie ein Wolf. Aber während des Eſſens überſah ich nicht das ſilberne Meſſerbeſteck, das in der Schachtel lag; nicht die feine damaſtne Serviette, in der die wollige Torte eingepackt war, nicht das Fläſchchen Malaga das in einer engliſchen Cryſtall-Caraffine beigepackt war. Unſere kleine Wirthin zog während des Frühſtücks die Handſchuhe von der runden Flaumenhand. Zwei Brillantringe, im neueſten Geſchmack gefaßt, blitzten an den niedlichen Fingern; eine dreizeilige Schnur von faſt Haſelnuß großen

ächten Perlen umfloß den schönen Hals, und senkte sich in die Tiefe des verrätherischen Halstuches — aber ihr bei weitem reicheres Geschmeide war das Elfenbein ihrer Zähne, der Purpur ihrer Lippen, der jugendliche Karmin ihrer Wangen, und das Juwelenfeuer ihres dunkeln blauen Auges. Ungeachtet ich, bekanntermasen, vorige ganze Nacht wachend zugebracht, das köstliche Frühstück gab mir neue Kräfte; ich war gar nicht schläfrig mehr. Was doch ein Paar Tröpfchen Rebenblut thun! Wir alle drei wurden auf unserm Postarmesünder-Bänkchen so ausgelassen lustig, als tausend Herren und Damen in diesem Augenblicke, auf ihren weichen Stahlfeder-Divans gewiß nicht waren. Die Brünette aber ward fast empfindlich, als ich unserem harten Postsitze jenen Spottnamen gab, und ich mußte hieraus beinahe vermuthen, daß sie aus dem Postdepartement abstamme, und darum nicht leiden wolle, daß man auf die, in Ketten hängenden Breter unsers heillosen Sitzes, ein bischen schimpfe.

Als die Blondine auf der nächsten Station abstieg, und sich verabschiedete, küßte ich sie auf den schneeweißen Hals, und warf im albernen Scherz die Frage hin, ob es wohl einem Scharfrichter möglich seyn sollte, einen solch wundervollen, köstlichen Hals mit dem Schwerte zu durchhauen.

Die Blondine band sich lachend die goldigen Ringellocken in die Höhe, und meinte, wenn das einmal geschehen solle, werde sie mich dazu verlangen, wo sie gewiß von mir Pardon zu erhalten hoffe; die Brünette aber legte die Hand vor die Augen, krampfte die Fingerspitzen zusammen, und äuserte, in gemessenen ernsten Worten, ihren Unwillen über solch sinnloses Gerede.

Mit dem liebreitzenden Blondchen verließ uns auch der übrige Theil der Gesellschaft; meine kleine Braune und ich blieben allein auf dem Wagen. Sie zog, als sie das Postgeld bezahlte, einen Beutel mit we-

nigſtens zweihundert Dukaten heraus; und dabei hatte ſie einen ſo feinen Anſtand, eine ſo gewandte Manier, daß ich mir ihr Fahren auf der ordinairen Poſt nicht recht zuſammenräumen konnte.

Ich äußerte in ferner Beziehung eine Bemerkung darüber; ſie hatte, ſo fein ich es angelegt zu haben glaubte, mich verſtanden, und lange nachher erzählte ſie mir, daß ſie zum erſtenmale mit der Poſt fahre; ihr Bruder habe ſie aus der Reſidenz abholen wollen, allein eines ſeiner Pferde ſey krank geworden, er habe ihr alſo geſchrieben, ſie möchte mit guter Gelegenheit zurück kommen, dieſe hätte ſich nicht gefunden, und ſo habe ſie ſich entſchlieſſen müſſen, mit der Poſt zu reiſen; denn länger habe ſie ſich in der lärmenden Stadt nicht gefallen können.

„Sie wohnen alſo auf dem Lande?“

„Ja, und das recht gern; in der Stadt iſt es nicht halb ſo hübſch, als in unſerm freundlichen Häuschen.“

„Aber wird Ihnen die Zeit nicht zuweilen lang?“

„Darüber habe ich nie geklagt. Im Sommer — nun da iſt es ja beſtimmt beſſer auf dem Lande, als in der Stadt. Unſere Beſitzung liegt auf einem kleinen Berge, wir können das Paradies unſers Ländchens weit und breit überſehen; ich führe das Hausweſen meines Bruders, das nicht ganz unbedeutend iſt, und unſer Garten iſt mein trauteſter Freund, ich beſuche ihn täglich; und im Winter, da helfen Bücher und Muſikalien aus. Mein Bruder hat mich an meinem letztern Geburtstage mit einem Wiener Flügel überraſcht, auf den ich mich jetzt mehr freue, als ich mich bei der Herreiſe auf das ganze liebe Lager gefreut habe.“

„Iſt Ihr Herr Bruder auch muſikaliſch.“

„Dilettant wenigſtens. Seine eigentliche Liebhaberei ſind Pferde und Hunde.

Selbst unsere Karren-Pferde könnten manche Equipage in der Residenz zieren, und Hunde haben wir, ich weiß selbst nicht einmal, wie viel.“

Ich hatte das zarte braune Mädchen bisher immer Demoiselle genannt. Jetzt merkte ich, daß es ein Fräulein vom Lande war. Ich nannte sie bei der ersten Anrede, „mein Fräulein,“ warf es aber so hin, als ob ich sie vom Anfange an für nichts anders gehalten hätte, um mir keine Blöße zu geben.

„Wie kommen Sie auf die Idee, mich Fräulein zu nennen?“ fragte sie naiv lächelnd.

„Verzeihen Sie, wenn ich es nicht gleich that, und verzeihen Sie, wenn ich mich jetzt irre; ich setzte mir alles, was Sie mir erzählt hatten, zusammen und das Facit machte Sie zum Fräulein; der Landsitz, das weitläufige Hauswesen, Ihre gewählte Erziehung, die prächtigen Pferde, die vielen Hunde.“ —

TAYLOR INST.

„Machen denn bei Ihnen zu Lande die Hunde adelig?“ sagte sie etwas beißend: und könnte ich darum nicht weniger oder mehr seyn, als ihr vermeintliches Landfräulein?“

Weniger war sie nicht; denn in der Betonung der letztern Worte lag ein Stolz, den der nur fühlen konnte, der das interessante Mädchen sah und hörte. Sie war bestimmt mehr. Ihr Inneres war bei dem Gespräche aufgeregt; dieser Punkt schien ihre empfindlichste Schwäche zu seyn. Zu der „Demoiselle“ hatte sie geschwiegen, weil ja auch Prinzessinnen Demoiselles genannt werden können. Das „Fräulein“ hatte sie beleidigt. Die lieblichste Brünette, die diesen ordinairen Postwagen in jeder Hinsicht so extraordinair machte, war eine Gräfinn. Ich wußte nicht, wo ich meine Augen gehabt hatte; jeder Mensch, der nur eine Idee von dem Bilde einer jungen, fast überzarten Grafentochter hat, mußte diesem reizenden Kinde, die Gräfinn gleich beim ersten

Blicke anſehen. Der Poſtwagen that gar nichts zur Sache; habe ich doch eine Fürſtinn auf einem Leiterwagen, mit einem blinden Pferde, auf einen kleinſtädtiſchen Jahrmarkt kommen geſehen; warum ſollte nicht einmal eine junge Gräfin auf den tollen Einfall kommen, einen ordinairen Poſtwagen zu verſuchen. Solchen alten Malaga, als ſie zum Frühſtück credenzte, hatten hundert Reichsgrafen nicht im Keller; und was mir völligen Aufſchluß in der Sache gab, war eine gebratene Ente. Sie mußte von ſehr altem Geſchlechte ſeyn, nehmlich meine braunlockige Reiſegefährtinn, denn die Ente war in das Couvert eines Pakets eingewickelt, was wahrſcheinlich an den Bruder der Gräfinn addreſſirt geweſen war, ein Stück des Couverts war abgeriſſen, ich las blos:

„Meiſter Graf"

Alſo war der Bruder meiner ſchönen Enten-Fee entweder Ritt- Oberhof- oder Oberforſt-Meiſter; im Innern des Couverts las ich

das Wort „Rabenſtein“ Ein ehemaliger Univerſitätsfreund von mir war der Graf Rabenſtein, der mir oft im Scherz, denn er lachte über alle Standesvorrechte, erzählt hatte, ſeine Familie ſei die älteſte im Rheingau. Am Ende war mein damaliger akademiſcher Freund der Bruder ſelbſt; nur wußte ich nicht, wie dieſer aus dem Rheingau hierher gekommen ſeyn ſollte; doch, was iſt jetzt in den Zeiten der möglichen Unmöglichkeit, nicht alles möglich?!

„Gräfinn“ hob ich devot an, und wollte einen recht artigen Sermon beginnen; aber die Comteſſe lachte mir gerade in das Geſicht; ihr Incognito war verrathen, ſie that das beſte, ſie machte gute Miene zum verſpielten Spiele. Dies lag in ihrem frivolen Lachen.

„Sagen Sie,“ ſie kicherte, ſie bog ſich krumm, ſie trampelte vor Lachen mit beiden Füßchen auf dem Boden des Poſtwagens,

„ſagen Sie, wo haben Sie die Gräfinn in mir herausgefunden?“

Ich war von dem muthwilligen Mädchen ſo verblüfft, daß ich recht einfältig antwortete, „in der Ente!“

„Aus welchem Lande ſind Sie? bei Ihnen machen Hunde die Menſchen zu Edelleuten, und Enten die Edelleute zu Grafen!“

„Ich kann ihnen alles erklären.“ Ich holte die Ente aus der Schachtel und zeigte ihr die Addreſſe. Sie lachte, ward roth, verlegen und ſtille. Jetzt hätte ich ſchweigen ſollen; aber mein Stolz über meine Entdeckungen trieb mich weiter. „Oh!“ ſagte ich triumphirend, „ich weiß noch mehr. Ich darf Ihnen nur das Wort Rabenſtein nennen.“

Die Gräfinn ward auf einmal ernſt, ſehr ernſt. Sie ſprach kein Wort. Nach einer Pauſe trat ihr eine Thräne in das ſanfte, blaue Auge.

Ich erſchrak. Wehe thun hatte ich ihr

nicht gewollt. Rabenſtein hieß ſie nicht, das merkte ich; denn wie hätte ihr Name ſie ſo verſtimmen können; wahrſcheinlich war ein Graf Rabenſtein ihr unglücklicher Geliebter. Ich mußte meinen dummen Streich wieder gut machen, und nebenbei dem Geheimniß ihres Herzens näher kommen.

Ich knüpfte die Unterhaltung wieder an. Die Comteſſe, vorher ſo ausgelaſſen luſtig, blieb einſilbig und verſtimmt. Ich brachte das Geſpräch auf die Zeit der Jugend, kam ſo auf meine Univerſitätsjahre, und erzählte über eine Viertelſtunde, ein Breites von meinem Grafen Rabenſtein aus dem älteſten Hauſe des Rheingau's.

„Was wollen Sie mit Ihrem Grafen Rabenſtein?“ fragte die Gräfin halb lachend, halb ſinnend.

„Offen heraus, Comteſſe, im Innern des Entenbraten-Umſchlags las ich das Wort, „Rabenſtein.“ Anfänglich hielt ich Sie daher für eine Gräfin Rabenſtein; das Ge-

ſchlecht iſt alt, ſehr alt. Meine Vermuthung kann Sie nicht beleidigt haben; als ich aber den Namen nannte, und Sie auf einmal ſo ganz verändert waren, Ihre frohe Laune Sie ſo ganz verließ, da vermuthete ich, was ich auch noch glaube, daß ein Rabenſtein Ihrem Herzen — Kennen Sie vielleicht meinen Rabenſtein aus dem Rheingau?“

„Nein, den Ihrigen nicht. Aber“ — ſie brach ſchnell ab, verbiß mit dem Aber eine ſehr wehe Empfindung, und fragte — „Haben Sie weiter nichts geleſen in dem Blatte?“

„In der Enten-Enveloppe? kein Wort weiter, keine Sylbe.“

Sie lächelte wieder etwas freundlicher. Ihr Frohſinn, ihre vorige muthwillige Laune, ihr ſanfter Scherz, ihre wiedergekehrte Freundlichkeit — alles mahlte ſich in dem zauberiſchen Geſichtchen ſo ſprechend. Sie brauchte kein Wort zu reden und man verſtand ſie.

Das, das war das Mädchen, von dem meine Tante gewahrſagt hatte, ich würde es finden, ohne es zu ſuchen. Die Nichte war es nicht, denn dieſe hatte ich ja eigentlich doch geſucht. Die Blondine war es auch nicht. Die war, ſammt ihrem Veſuv im liebekranken Herzen, und ſammt ihrer neuen Geſetzgebungsſucht, dem ſchuldloſen Leben ja eigentlich ſchon verfallen! Die Nichte war recht ſehr hübſch; die Blondine auch; aber die Gräfinn war ſchön. Für die Nichte hätte ich einen Finger, für die Blondine Haab und Gut, für die Gräfinn mein Leben wagen können. Ach, warum war das braunlockige Mädchen — Gräfinn!

Wir hatten eine lange Weile ſtill neben einander geſeſſen; Jedes in ſich gekehrt, in unſerer eigenen Tiefe verloren.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ſie endlich mit gutmüthiger Theilnahme. „Sie waren vorhin ſo — ſo ausgelaſſen, daß ich Sie faſt für indiskret zu halten anfing, und jetzt

— ein ganz anderer Menſch ſind ſie geworden.“

Mein Herz wallte über. Ich ergriff ihre kleine Hand, in jedes Grübchen drückte ich einen glühenden Kuß. „Ach, wär' ich doch ein ganz anderer Menſch!“ rief ich aus, und begegnete dem ſeelenvollen Blicke ihres ſchwärmeriſchen, großen Auges.

„Ein ganz anderer Menſch? wie verſtehen Sie das?“

„Ach, die — ich legte meine Stirn auf ihre Hand, um das Urtheil über meine Kühnheit nicht in ihren Augen zu leſen, — ach, die verdammten Vorurtheile des Standes!“

„Wohl haben Sie ein wahres Wort geſprochen,“ ſagte Sie ſehr ernſt und bedeutend, „die verdammten Vorurtheile des Standes!“

Ich blickte jetzt kühner auf. Ich ſah ihr in das Auge. Es ſchwamm in Thränen.

Liebte die Räthſelhafte einen andern Bürgerlichen, oder gehörte dieſe Thräne mir?

„Warum legen Geſetze," fuhr ſie traurig und ſehr ernſt fort, „warum legen Geſetze, warum legen alte Vorurtheile, die wahrlich nicht mehr dem Zeitgeiſte entſprechen, dem Herzen Feſſeln an, die keine Macht der Welt zerſprengen kann, Feſſeln die den Gefühlvollen bis zum Tode belaſten!"

„Keine Macht der Welt?" — fiel ich ihr in das Wort: „der Starke zerbricht alle Feſſeln, und — edles Mädchen, in Ihrer Seele liegen Kräfte, deren Stärke Sie vielleicht ſelbſt nicht kennen. Reines, himmliſches Mädchen," — ich ſank zwiſchen den Poſtſtücken zu ihren Füßen, ich umfaßte ihre Kniee, ich barg mein Geſicht in ihrem ſchönen Schooße —

„Stehen Sie auf," ſagte ſie bittend und überraſcht, „ich bin hier in der Nähe meiner Heimath, wie leicht könnte uns ein Bekannter begegnen, und was würde die Welt von mir und Ihnen ſagen, wenn man Sie zu meinen Füßen erblickte!"

„In der Nähe Ihrer Heimath?“ fragte ich, von der Furcht, mich dann bald von ihr trennen zu müſſen, hoch aufgeſchreckt.

„Dort oben iſt unſere Wohnung,“ ſagte ſie, und wieß auf ein Gebäude, das meinem etwas kurzen Geſichte, wie ein großes neues Schloß vorkam. Die ſinkende Sonne vergoldete die Fenſter der gräflichen Villa.

„Alſo nur noch einige Augenblicke an meiner Seite? Ach laſſen Sie die Welt, Welt ſeyn. Liebe kennt keine Convenienz, keine Lakirbäume des Standes. Liebe iſt in der Bruſt des Galeeren-Sclaven, wie in der Bruſt der Weltenbeherrſcher, ſich immer gleich.“

Jetzt war nichts mehr zu verſäumen. Ich zog ihre Hand an meine Lippen, ich ſchlang meinen Arm um ihren Nacken, ich lehnte das leiſe ſich ſträubende Mädchen an meine Bruſt, ich bedeckte Haar, Stirne, Augen, Wange und Mund mit tauſend Küſſen, ich hing minutenlang an den würzigen Lip-

pen der zauberiſchen Gräfinn; da rief eine Baßſtimme einen dröhnenden: „Guten Abend“ in den Wagen. Ein paar furchtbare Hunde ſchlugen an, daß es drüben am gräflichen Schloſſe widerhallte.

Die Gräfin ſprang halb todt aus meinen Armen, ſie faßte ſich ſchnell und ſagte freundlich: „guten Abend, Matthes.“

Ich traute meinen Augen kaum. Es war ein baumlanger Kerl mit einem zweirädrigen Karren, den Winde und Strick ſchauderhaft, aber deutlich bezeichneten.

Die Gräfinn nahm ihre Schachtel, bot mir mit einem Blicke, in dem die ganze Auflöſung ihres Syſtems über Standesvorurtheile lag, glückliche Reiſe, ſtieg ab, ſetzte ſich auf das ſchreckliche Kabriolet, und fuhr nach Hauſe.

Vor einigen Wochen machte ich jene mir unvergeßliche Reiſe wieder.

Am Todtenhügel der Nichte blühten Veilchen und Tauſendſchön. Sie war von dem Wüſtling ihrer Liebe betrogen worden; ein ſtarker Blutſturz hatte ihr Leben geendet. Die Mädchen des Orts hatten ihr Grab mit Blumen umpflanzt.

Das nächſte Städtchen belebte ein gräßliches Feſt. Eine Kindesmörderin ward abgethan. Als Fremder hatte ich die Ehre, auf dem Rabenſteine, im Blutkreiſe, einen Platz angewieſen zu bekommen. Die arme Sünderin wurde gebracht. —

Es war die Blondine.

Nach der Hinrichtung kam meine Brünette auf mich zu; an ihrer Seite der furchtbare Mann, mit dem Nachrichterſchwerte unter dem rothen Mantel. Sie ſtellte mir in ihm den Waſenmeiſter Graf, als ihren jetzigen Gatten vor.

Mir ward bei dieſer großen Präſentati-

on, eiskalt im ganzen Geſichte. Ich machte die Augen unwillkührlich zu, denn es war mir, als ob mir ſchon die Schlafmütze über die Naſe gezogen würde.

Sonderbar! Die Nichte hatte der liebe Gott zu ſich genommen; die Braunlockige holte der Henker; die Blonde der Teufel; und ich — ich habe noch immer keine Fráu.

Der Giftmord.

Unweit einer großen Stadt hatte ein vormaliger Armee-Lieferant, Herr Meerbach, sich ein Bauerngut im Dörfchen Wiesenfließ gekauft, um dort sein äußerst beträchtliches Vermögen zu genießen. Er hatte weder Frau noch Kind; aber eine Menge hübscher Kinder im Hause. Die gekaufte Bauernhütte hatte er weggerissen und an deren Stelle einen ländlichen Pallast hingebaut, der an Geschmack und Reichthum seines Gleichen im ganzen Lande suchte. Fast wöchentlich kam ein Schwarm seiner Freunde, aus der Stadt zu ihm heraus, die mit ihm jagten, zechten,

und den jungen Bauerweibern und Dirnen, in den kurzen, glockenrunden Faltenröcken, den Hof machten. Das alles, beſonders der letztere Punkt, verdroß die Bauern und Knechte. Das ganze Dorf konnte den Herrn Meerbach nicht leiden. Kein Menſch wußte recht, wo er ſeine Schätze herhabe. Im Kriege, hieß es allgemein, ſollte er ſie ſich verdient haben. Wie man im Kriege ſein Hab und Gut verlieren und bettelarm werden könne, darüber hatten die armen Wieſenfließer wohl ſattſame Begriffe; wie es aber möglich ſey, im Kriege reich zu werden, das ging über ihren Horizont.

Zufällig hatte man die Idee in Umlauf gebracht, Herr Meerbach habe ſeine Thaler nicht auf rechtem Wege erworben. Die Klatſchgevattern des Dorfs ſetzten dazu und davon, bis man ſich endlich einander allgemein ins Ohr raunte, Herr Meerbach habe einen bei ihm einquartirten Offizier, wie ſie es nannten, abgemurkſt, habe bei dieſem eine

Menge Geldsäcke, die dieser als Beute mit sich geführt, vorgefunden, und sei aus seinem früheren Wohnorte hierher geflüchtet. So bald man nur erst mit diesem Gerüchte ins Reine war, erklärte sich das übrige von selbst.

Herr Meerbach kam in keine Kirche, weil er nicht das Herz hatte, vor Gottes Altar zu erscheinen. Er trug immer den Hut tief in die Augen gedrückt, weil er den Blick der Menschen scheute. Er lebte in ewigem Saus und Braus, weil er, wie sie sich ausdrückten, seine Gewissensbisse damit übertöbern wollte. Kurz alle diese Symptome galten der christlichen Gemeine für baare Münze; sie deuteten sie alle auf ein offenbar schweres Verbrechen, das auf der Seele des Herrn Meerbach laste. Dazu kam die Erinnerung an das Sprichwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern, welches bald auf die Stadtgesellschaft paßte, die, wenn sie einmal auf das Land kam, ihr tolles Wesen

ohne Zaum und Zügel trieb; bald auf die Mädchen des Hauſes, die in den Augen der Bauern nicht recht kapitelfeſt zu ſeyn ſchienen. Mit einem Worte, die Bauern trauten dem Herrn Meerbach nicht, und beeiferten ſich um die Wette, ihm allen erdenklichen Tort und Dampf anzuthun. Die Alten trieben des Nachts ihr Vieh auf ſeine Wieſen und ließen von dieſem ſeine neu aufgeworfenen Feldgräben recht abſichtlich zertreten, und die Jugend begnügte ſich nicht mit der heimlichen Plünderung ſeiner Obſtgärten, ſondern zerknickte noch obenein, mit hämiſcher Freude, die Zweige, zerbrach die Kronen ſeiner, an ſich einzigen Obſtbaum-Pflanzungen und zog oft in einer Nacht mehre hundert Bäumchen aus ſeinen Schulen.

Herr Meerbach ärgerte ſich wohl, ob ſolchen argen Schabernacks die Galle in den Magen: allein in der Mitte ſeiner blonden, braunen und ſchwarzen Hausgenoſſinnen, und an der Tafelrunde ſeiner fröhlichen Stadt-

gäſte, vergaß er dann bald wieder die Unthaten ſeiner heilloſen Dorf-Nachbarn, und machte ihnen nicht einmal die Freude, ſich es merken zu laſſen, oder ihnen in der Amtsſtube deßhalb den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.

Da ſeht ihr wieder das böſe Gewiſſen, riefen die tückiſchen Bauern. Wenn er nur rein unterm Bruſtlatze wäre, würde er wohl mit uns anbinden; aber ſo fürchtet er die Amtsſtube wie die Hölle, weil er denkt, man werde ihm dort, wegen ſeines frühern Wandels, ein bischen nebenbei mit auf den Zahn fühlen und ihm die Künſte abfragen, wie er zu ſolchem Reichthume gekommen, um ſein ſündiges Leben ſo nach Gefallen zu führen.

An allen Gerüchten iſt immer etwas Wahres. In wie fern dieſer faſt allgemeine Grundſatz ſich im vorliegenden Falle bewährte, beweißt der Verfolg dieſer, übrigens nicht erdichteten Geſchichte.

Eines Tages fuhr der Bauer Martin

mit einem Füderchen Holz, was er vorige Nacht dem Herrn Meerbach aus deſſen Park geſtohlen hatte, nach der Stadt zu Markte.

„Seid Ihr nicht aus Wieſenfließ?“ fragte ihn dort ein junger Mann, und gab ihm, auf die bejahende Antwort, einen Brief an Herrn Meerbach, mit der Bitte, ihn ja gleich, ſo bald er zu Hauſe komme, an den Herrn Empfänger abzugeben, weil etwas ſehr Dringendes darin ſtehe. Martin verſprach es und ſteckte den Brief in die Taſche.

Auf dem Heimwege nahm er des Schulmeiſters Sohn, einen Knaben von 11 bis 12 Jahren mit nach Hauſe. Martin bog an dem Briefe links und rechts. Ihn aufzumachen, getraute er ſich doch nicht recht: aber er hätte vor ſein Leben gern gewußt, was darin ſtand. Der junge Mann, der ihm den Brief gegeben hatte, war ein Bekannter von Herrn Meerbach; er hatte ihn oft ſchon draußen in ſeinem Dorfe geſehen, und daher mochte dieſer ihn auch für einen

Wieſenfließer erkannt haben. Er hatte den Brief ſo dringend gemacht; darin mußte etwas Wichtiges ſtehen. Er bog ihn etwas aus einander und erblickte wohl Schriftzüge darin: allein er konnte Geſchriebenes nicht leſen. Zum Glück ſaß das Schulmeiſterkind, ein gelehrtes Genie, auf ſeinem Holzwagen; das ließ Martin in die auseinander gebogene Briefſpalte gucken, und das las: — Major — Gift — Leiche auf den Wagen — luſtig ſeyn —

Mehr konnte das Auge des kleinen Inquiſitors nicht erſpähen: aber mehr brauchte Martin auch nicht; denn das Billet ſagte ja deutlich, daß jemand vergiftet werden ſollte, daß man die Leiche zu ihm heraus bringen und dabei recht luſtig ſeyn wollte.

So lange war Martin zu Fuße neben dem Wagen gegangen: jetzt ſetzte er ſich auf und fuhr in geſtrecktem Trabe nach Hauſe; denn der Brief brannte ihn in der Taſche.

Er eilte zum Schulzen, erzählte, was

das Kind geleſen hatte, und legte den Brief feierlich nieder. Der Schulze berief in aller Eile und ohne das geringſte Aufſehen, die Gemeine, trug den Fall vor, und erhielt einſtimmig den Auftrag, den Brief zu öffnen, um endlich einmal Licht über den räthſelhaften Herrn Meerbach zu bekommen.

Wirklich hatte ſich diesmal die dumme Kommun nicht geirrt. Das Billet lautete folgendermaßen:

Liebes Brüderchen!

Zum Kaffee kommen wir nicht. Der Major, ein Opfer der Kabale, muß erſt fallen. Der lebendige Satan, der kalte Wurm iſt mit von der Parthie. Um halb acht Uhr wirckt das Gift; um neun Uhr ſchaffen wir die Leiche auf den Wagen. Du wirſt den Todten ſchon unterbringen. Ich hoffe, wir werden recht luſtig ſeyn. Sorge nur für Champagner, daß der alte Miller ſein gemordetes Kind vergißt. Wenn Kalb den Schreck mit den, ihm auf die Bruſt ge-

ſetzten Piſtolen verwinden kann, ſo kommt er mit. Morgen früh iſt bei Dir Scheibenſchießen. Wir grüßen Dich!

Dein

treuer Freund.

Ueber die Kabale, den kalten Wurm und den Champagner konnten ſie anfangs nicht einig werden. Einige laſen das Wort Kabale für Kanaille; den Champagner für Campagne, andere für Kompagnie; andere fürchteten den Lindwurm des Ritters St. Georg; endlich erklärten ſie es für Wörter aus der Spitzbuben-Sprache, die unter Leuten des Schlages, ja gäng und gäbe ſeyn müſſe. Ubrigens lag es doch nun klar am Tage, weß Geiſtes Kinder Herr Meerbach und ſeine Spießgeſellen waren, und jetzt wurden denn die lebhafteſten Berathungen gepflogen, was nunmehr in der Sache zu thun ſey. Nach vielen Erwägen traf denn endlich der Schulze folgende Verfügung.

Martin ſtellte ſich mit zwölf handfeſten Burſchen, bewaffnet mit Stangen, Miſtgabeln und Senſen, Abends gegen neun Uhr in den Elſenbuſch, den die Giftmörder auf dem Wege aus der Stadt nach Wieſenfließ paſſiren mußten. Alle ſollten ſich mit Stricken verſehen, um die Bande zu binden und ſie dann vorerſt in das Dorf zu transportiren. Zu gleicher Zeit ſollten zwanzig andere Mann, unter Anführung des Dorfſchmids, das Haus des Herrn Meerbachs beſetzen, letztern ſelbſt gefangen nehmen, und ihn, gleichfalls gebunden, in das Haus des Schulzen bringen. Ein Theil dieſer Mannſchaft aber ſollte als Obſervations-Chor im Meerbachiſchen Hauſe bleiben, und ſich der Mamſells verſichert halten, deren gründliche Verhörung und Confrontirung mit der Bande, vielleicht von der Gerichtsbehörde für nöthig erachtet werden dürfte. Er ſelbſt, der Schulze, ließ ſich ſeinen Ackergaul, den im Dorfe unter dem Namen des ſchwarzen Huſaren be-

kannten Paradeur ſatteln, und eilte in die Stadt, um dem Gerichtshalter Meldung zu thun, und ſich nähere Verhaltungsbefehle einzuholen. Den Brief nahm er mit.

Er ritt den Fußſteig, um deſto mehr Zeit zu gewinnen; daher konnte er der Mordbande mit ihrer Leiche nicht begegnen, welche die große Straße gefahren kam.

Unglücklicherweiſe ſaß, nicht weit von der Stadt, ein liebendes Pärchen im Accazienbuſch, an dem der Weg des Schulzen vorbei lief. Die Dame ſpielte mit ihrem ausgeſpannten Sonnenſchirm und drehte ihn mit ſtädtiſchem Muthwillen, dem vorbei reitenden Schulzen entgegen. Der ſchwarze Huſar, dem in ſeiner Lebenspraxis wenig ſolcher vielfarbigen Sonnenſtrahl-Ableiter vorgekommen ſeyn mochten, prellte unvermuthet von der Seite, bäumte kerzengrade in die Höhe, ſprang gleich darauf auf die Vorderfüße, und feuerte mit dergeſtaltiger Schnellkraft hinten aus, daß der Wieſenfließer Großin-

quiſitor drei Ellen weit in die Accazien plumpte. Das Pärchen, ſeiner Schuld am Vorfalle wohl bewußt, flüchtete eilend, um ſich dem Hagel von Fluch- und Schimpfwörtern, mit denen der Entſattelte in ungemeſſener Rede, ſeiner ergrimmten Bruſt Luft machte, in Zeiten zu entziehen, und der Acker-Paradeur flog in geſtrecktem Laufe nach der geliebten Heimath zurück.

Der Statthalter vom Wieſenfließ war auf den Bauch gefallen. Er konnte kaum athmen, ſo drückte es ihn auf den, kurz vorher mit Speckklöſen ausgepflaſterten Magen. Er verwünſchte ſein Amt, den Herrn Nachbar Meerbach, den kalten Wurm und die Majorsleiche, und wand ſich mit tauſendfältiger Mühe aus den Accaziendornen, die ihm durch die gelblederne Hülle ſeiner untern Potentaten-Hälfte gedrungen waren. Ein Fetzen ſeines kalemanknen Bruſtlatzes blieb, als ewiges Wahrzeichen, unter den blühenden Trauben des erotiſchen Buſchwerks hängen,

und ſein filziges Dreyeck war nirgends zu finden. Geſchröpft, zerriſſen und baarköpfig, den ſchwarzen Huſaren an der friedlichen Krippe vermuthend, ging er nun, bitterböſe zur Stadt, beſchwichtigte die aufrühreriſchen Klöſe, im erſten Schnapsladen, durch ein Churfürſtlich Magenwaſſer, und berichtete das crimen attentatum, dem höchlich erſtaunten Gerichtshalter in ziemlicher Breite. Den Brief, das wichtige Aktenſtück in dieſem hochnothpeinlichen Handel, hatte der Schulze, trotz des Paraſolſturzes gerettet. Der Gerichtshalter machte in unglaublicher Geſchwindigkeit ſein Ueberſchlägelchen wegen der Prozeßkoſten, Sitz- und Atzungsgebühren, die bei dem erwünſchten Vorfalle liquidirt werden mußten; ſandte gleich, wegen Obduction des Major-Kadavers, zum Kreis-Phyſikus, und fuhr mit dieſem, dem Chirurgus und dem Schulzen, den nöthigen Federn, einem halben Rieß Papier und einem Quart Tinte, behufs des aufzuneh-

menden Visum repertum und erſten ſummariſchen Protokolls, zum Thore hinaus.

Der Schulze ſaß, nach den Regeln der Höflichkeit, rückwärts. So lange er lebte, war ihm das noch nicht widerfahren. Es ward ihm ſchwarz und weiß vor den Augen; die ganze Gegend um ihn herum, tanzte und wirbelte in einem Kreiſe; er verbiß mit Mühe ſein Uebel und Weh. Ein nie gekannter Schwindel trieb ihm den kalten Angſtſchweiß auf die Stirne; er dachte, es wäre ſein Letztes. Die Natur war ſtärker, als ſein gewaltiger Reſpect vor dem, ihm gegenüber ſitzenden Halsgerichte. Die Klöschen, ſeit dem Wurfe vom ſchwarzen Huſaren, einmal in ſchiefe Richtung gekommen, gingen den Krebsgang. Der überraſchte Schulze kredenzte ſie, wider ſeinen Willen, in den Schoos des Herr Gerichtshalters. Doch wir laſſen ſie beide das mit einander abmachen und wenden uns zu dem Piket am Elſenbuſch.

Als des Schulzens Rappe, vom Luſtwandler geſcheucht, mit dem Kopfe auf der Bruſt, ohne Reiter, wie ein wildes Ungethüm durch das dunkle Dickicht hergeſprengt kam, und an der Lungenſucht längſt ſchon leidend, röchelte, daß man bei der Abendſtille es weithin hören konnte: da dachte die Elſenbuſch-Beſatzung, es wäre der lebendige Teufel. Sie nahm einſtimmig Reißaus. Mit unſäglicher Mühe brachte ſie Martin, der Tapfere, zum Stehen. Er redete ſie an wie ein Feldherr, ſchlingelte ſie herunter, daß ſich einer vor dem andern ſchämte, und führte ſie endlich in ihr angewieſenes Elſenverſteck zurück. In dieſem Augenblicke kam die Giftmörder-Bande: allein die Elſen-Helden waren einmal durch den ſchwarzen Huſaren entmuthiget. Martin kommandirte zum Angriff. Viere ſollten den Pferden in die Zügel fallen; zwei den Kutſcher harzeliren und die übrigen ſechs den Wagen in Beſchlag nehmen: aber keiner griff an; keiner

gab einen Laut von ſich; der Wagen fuhr vorbei und nun erſt brachte Marſchall Martin ſeine Diviſion aus dem Buſche. Jetzt kam der Muth wieder; alle liefen hinter drein; alle ſchrieen wie Beſeſſene. Die Pferde vor dem Wagen wurden ſcheu; die Fahrenden glaubten von Staßenräubern angefallen zu werden; einer griff nach ſeiner Büchſe und ſchoß. Alle zwölf hörten die Kugel über ſich wegpfeifen, ſie ſtreifte Martin dem dreizehnten, welcher der letzte war, den Hut. Dies ſchneidende Pfeifen war die Loſung zur Flucht. Alle machten Rechts um kehrt euch! ohne Kommando, und liefen, Martin an der Spitze, in die Elſen zurück.

Jetzt rollte wieder ein Wagen in der Ferne. Der Schulze hatte, wie alle Oberbefehlshaber zu thun pflegen, den Operationsplan für ſich behalten: ſie wußten alſo nicht, daß Er die Juſtiz zu Wagen mitbringen werde. Natürlich vermutheten ſie, der zweite gehöre zu dem erſten, und Martin nahm,

in aller Geſchwindigkeit, die Kraft ſeiner Beredtſamkeit zuſammen, um ſeinem Kommando begreiflich zu machen, daß, wenn ſie nur recht raſch alle, mit einem Male über Pferde, Kutſcher und Wagen herfielen und ohne Weiteres darauf losſchlügen, die Fahrenden gar nicht zur Beſinnung kommen könnten, und daher von Gegenwehr durchaus nichts zu fürchten wäre. Die Sache ließ ſich hören, das Kommando verſprach ſeine Schuldigkeit zu thun und hielt Wort. Mit einem hölliſchen Geſchrei ſtürzten die Bauerbengel aus dem Buſche hervor und knittelten, unter dem Schutze der Dunkelheit, ihren Herrn Gerichtshalter, ihren wackern Schulzen, den Kreis-Phyſikus und den Chirurgus, in wenig Minuten dermalen durch, daß dieſe ihren Geiſt aufzugeben gedachten. Erſt als ſie das Zetermordio der windelweich geſchlagenen Juſtiz und die derben Flüche, in denen ſich der Schulze rein ausſprach, vernahmen, und beide an ihren Stimmen

erkannten, ſchlich ſich einer nach dem andern in den Buſch zurück, und der Kutſcher, dem bei der Affaire gar nicht wohl zu Muthe geweſen war, und bei Gelegenheit auch einige Nebenreflexionen über die Naſe bekommen hatte, fuhr, ſo bald er ſeine Pferde frei ſah, in vollem Trabe dem Dorfe zu, ſo daß die Frevler unerkannt blieben.

Der Schulze wußte wohl, woran er geweſen war; aber da der Herr Gerichtshalter die beſten bekommen hatte, war er kein Narr, zu ſagen, daß er ſelbſt das Kommando in den Buſch geſteckt habe, ſondern rückte mit der Vermuthung heraus, daß dieſe Straßenräuber ganz beſtimmt zur Bande des Herrn Meerbach gehörten.

Martin, ſo beſtürzt er anfangs über den verdammten Mißgriff war, mußte am Ende mit ſeinem Piket doch lachen, daß das Ding ſo gekommen war; denn der Gerichtshalter und der Schulze hatten es, nach ihrer Meinung, ſchon lange an ihnen ver-

dient. Nur der Gregorius und das Kreis-Vieh, wie ſie den Chirurgus und den Kreis-Phyſikus nannten, bedauerten ſie aufrichtig; denn dieſe waren wirklich dazu gekommen, wie jener zur Ohrfeige. Doch da ſie einmal ihre Klappſe weghatten, ſo war nun bei der Sache weiter nichts zu thun, als den ganzen Vorfall zu verſchweigen: das verſprachen ſie denn alle hoch und theuer, und zogen nun in verſchiedenen einzelnen Truppen nach dem Dorfe zu, um zu ſehen, was der Schmied mit Herrn Meerbach, den unterdeſſen angekommenen Fremden und dem todten Major angefangen habe.

Dieſer hatte ſeine Sache beſſer eingefädelt. Herr Meerbach war verhaftet, die Bande mit Stricken gebunden und die Mamſells geknebelt, aber die Leiche nirgends zu finden.

So bald nur bei dem Gerichtshalter der erſte Schreck ſich gelegt und durch unausgeſetzte Branntwein-Umſchläge, der kleine

Blutſtriem ſich geſetzt hatte, der ihm von einem Ohrläppchen zum andern quer über das Geſicht geſchlagen war, ſchritt er mit heiligem Amtseifer, bei offenen Thüren, zum Verhör. Das ganze Dorf hatte ſich heran gedrängt.

Herr Meerbach ward zuerſt vorgeführt. Er wollte ſich über die ihm widerfahrne unwürdige Behandlung beſchweren; allein der Gerichtshalter gebot ihm Stillſchweigen, und meinte, das werde ſich ſchon finden: er ſolle nur antworten, was er gefragt werde. Jetzt wurden ihm denn über den Urſprung ſeines Vermögens, über die Geſchichte mit dem angeblich abgemurkſten Offizier, über ſeinen Umgang mit den Frauenzimmern ſeines Hauſes, über ſeine Verbindungen mit der Bande und über die ſchlechten Symptome ſeines Gewiſſens, die nöthigen Fragpunkte vorgelegt. Er antwortete ganz kurz:

„Mein Vermögen habe ich durch glückliche Einkäufe bei Armee-Lieferungen ver-

dient; der erwähnte Offizier iſt in meinem Hauſe ſo blutarm geſtorben, daß ich die Begräbnißkoſten aus meinen eigenen Mitteln habe tragen müſſen; die Mädchen in meinem Hauſe ſind vier arme, aber ſittliche Töchter meiner Schweſter aus Regensburg, die ich zu mir genommen habe, weil ihre Mutter geſtorben iſt; eine Bande, mit der ich in Verbindung ſtehen ſoll, kenne ich nicht; die Kirche laſſe ich deshalb unbeſucht, weil mir der Prediger unſers Dorfes nicht nach meinem Sinne ſpricht; und den Hut drücke ich in die Augen, wenn ich durch das Dorf gehe, um die böſen Menſchen nicht zu ſehen, die mir, ungeachtet ich ihnen nie etwas in den Weg gelegt habe, alles mögliche Ueble aus Abſicht zufügen. Aus Liebe zum Frieden habe ich bis jetzt geſchwiegen: allein, da ich einmal dieſes Punkts erwähnet habe, ſo bitte ich um gerichtliche Genugthuung.

Der Gerichtshalter freute ſich, ob des neuen Prozeſſes: Meerbach contra die Gemeine

zu Wieſenfließ; entgegnete, daß darüber eine beſondere Klage ſubſtantiiret werden müſſe, und ließ nun den Herrn Meerbach abtreten, um jetzt die Bande zu vernehmen.

Die Städter wurden vorgeführt und ihrer hänfenen Tricots an Händen und Füßen entledigt.

Der Juſtitiarius erſtaunte, als er in dieſer Geſellſchaft den Kammerrath F..., den Aſſeſſor L..., den Ober-Bauinſpector H... und vier Schauſpieler, lauter ihm bekannte, rechtliche Leute, erblickte.

Alle hatten ſich bei dem unvermutheten Ueberfalle des Dorf-Schmieds und ſeiner Legionen gewehrt, wie die Bären; alle hatten ſich mit Ruhm und Wunden bedeckt, und ungeachtet letztere noch friſch bluteten, hatte keiner die Laune verloren; die Sache kam ihnen ſo lächerlich vor, daß ſie ſelbſt ihrem alten Bekannten, dem Herrn Juſtitiarius, in das Geſicht lachten.

Allein dieſer faltete ſeinen Schattenriß

in die Amtsmiene, legte den bewußten Brief vor, und fragte:

Wer von den Inhaftirten dieſen geſchrieben habe? —

Wer der Major, das Opfer der Kabale ſey? —

Welcher von ihnen der kalte Wurm genannt werde? —

Wer vergiftet worden? —

Aus welcher Apotheke und welches Gift man genommen? —

Wo die Leiche, die hier untergebracht werden ſollen, ſich dermalen befinde? —

Ob der alte Miller, der ſein gemordetes Kind vergeſſen ſolle, unter ihnen ſey? —

Von wem, wann und wo dieſes Kind gemordet worden? —

Und was es in Anſehung eines Kalbes und den ihm auf die Bruſt geſetzten Piſtolen für eine nähere Bewandniß habe.

Dieſer Brief, ſetzte er hinzu, ſey die Veranlaſſung ihrer ſofortigen Arretirung ge-

weſen, und die Inquiſiten ſollten ſich alles weitläufigen Läugnens enthalten, da dies Documentum offenbar wider ſie zeuge, auch ihre bei ſich habenden Gewehre und ihre widerſpenſtige Gegenwehr, bei der im Namen des Gerichts unternommenen Verhaftung ihrer Perſonen, ſattſam ihre Scheu vor der jetzt, zum Beßten des Gemeinwohls, eröffneten Ergründung ihrer, bisher verheimlichten Hauptverbrechen, darthäten.

Sämmtliche Inkulpaten platzten bei der halsgerichtlichen feierlichen Rede in ein lautes Gelächter aus. Der Kammerrath nahm das Wort:

„Die Gewehre, Herr Gerichtshalter, hatten wir mitgenommen, weil wir uns, wie der vorliegende Brief deutlich beſagt, bei unſerm Freunde Meerbach auf Morgen zu einem Scheibenſchießen gebeten hatten. Gewehrt haben wir uns gegen den Angriff des Dorf-Vulkans und ſeiner Genoſſen, weil wir als ſchuldloſe Männer einen ſolchen Ue-

berfall nicht im Namen einer weiſen Gerichtsbehörde vermuthen konnten, ſondern glaubten, mit betrunkenen Bauern zu thun zu haben. Uebrigens wurde heute, wie ich Ihnen durch einen zufällig mitgebrachten Komödienzettel belegen kann, Kabale und Liebe gegeben. Dieſer Herr hier machte den Major, dieſer den Secretair Wurm, der da den Muſikus Miller, und dieſer den Herrn von Kalb. Mehr bedarf es wohl nicht, um Ihnen über die ſchauderhafte Giftmord-Geſchichte und die übrigen vermutheten Hauptverbrechen das nöthige Licht zu geben.“

Der Gerichtshalter fiel aus den Wolken. Er erklärte jetzt den Bauern das Mißverſtändniß, und gab Befehl, die über die Nichten des Herrn Meerbach verfügte Obſervation aufzuheben, und die, im übertriebenen Amtseifer, von den Bauern eingeklemmten Knebel zurück zu nehmen. Herr Meerbach ſelbſt, dem der ganze Vorfall unglaublichen Spaß gemacht hatte, erbot ſich, dem

Gerichtshalter die Gebühren, deren Verluſt dieſer laut bedauerte, zu bezahlen, und bat ihn dann zu ſeiner immer wohl beſetzten Tafel. Den Bauern aber gab er Bier und Branntwein, ſöhnte ſich mit ihnen gerichtlich aus, und lebt nun, da ſie ihn von ihrem Herrn Juſtitiarius, als durchaus unbeſcholten und von allem Verdacht gereinigt, loben gehört haben, mit ihnen in Frieden und Eintracht.

Verfehlte Liebe.

(Keine Erfindung.)

Der junge Graf von Logan hatte die groſe Tour beendigt, die glänzendſten Höfe Europens geſehen, und ſein reines Herz, ſeinen köſtlichen Sinn für das Gute, gerettet. Der Monarch ſchätzte ihn und beſtimmte, ihn im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anzuſtellen; die Monarchin ſchenkte ihm ihr ausgezeichnetes Wohlwollen, und wünſchte, an ihn ihre erſte Hofdame, die wunderſchöne Baroneſſe von Eiſenfeld zu verheira-

then, die ihr, in einer vertraulichen Stunde, ihr Entzücken über den jungen Grafen geſtanden hatte. Bei Hofe iſt immer ein bereitwilliger Dritter, der dem Vierten dergleichen Allerdurchlauchtigſte Aeußerungen, auf eine recht fein gekünſtelte Weiſe, mitzutheilen verſteht; aber der junge Graf, in der Hof-Atmosphäre groß gezogen, wich auf eben ſo zart gedrechſeltem Wege, beiden Anträgen aus, ohne daß er die Huld beider Majeſtäten verſcherzte. Der kleinen Baroneſſe nur wurmte das Körbchen: es lagen auch ſo bittere Früchte darin, daß ihr aufwallender Groll ihr nicht zu verdenken war.

Die Monarchin glaubte nämlich ſeit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß das Auge des Sereniſſimi mit einem etwas zu ſichtbaren Wohlgefallen auf der jungen Eiſenfeld verweile. Das Mädchen war, das mußte ihm der Neid laſſen, ein lieblich reizendes Geſchöpf, und auf dem ſchönen, vollen Halſe ſaß ein kleines Köpfchen, in dem die fein-

ſten Intriguen ihr Hoflager aufgeſchlagen hatten. Dem ſchwarzlockigen Schlauköpfchen war die allerhuldreichſte Aufmerkſamkeit nicht entgangen, mit der es bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde, und um dies glimmende Feuer in der Geburt zu erſticken, hielt die Monarchin am gerathenſten, die Baroneſſe durch eine anſtändige Verbindung vom Hofe zu entfernen. Der Graf ſchien ihr dazu der paſſendſte Mann, weil er die Hof-Geſellſchaften nicht liebte, ſich überall zurückzog, und alſo ſeine künftige Gemahlin ebenfalls vom Courkreiſe zurück zu halten wiſſen würde. Jetzt hatte der Graf die Eiſenfeld ausgeſchlagen. Die Monarchin konnte ihm darum nicht zürnen. Fühlte er doch wie ſie. Er liebte die Eiſenfeld nicht; ſie auch nicht. Aber das Mädchen hatte nun ſchlimmere Tage bei ihr.

Die Reitzbare trug die Launen der Allerungnädigſten nicht lange. Unter dem Vorwande einer ſchwächlichen Geſundheit, wel-

cher das Hofleben mit ſeiner Convenienz und Etiquette nicht zuſage, bat die Baroneſſe um ihre Entlaſſung, die ihr mit Freuden bewilligt wurde. Die Hofleute zerbrachen ſich über dem kleinen Starrkopf den eigenen. Niemand wußte die Veranlaſſung, denn der Vorwand mit der ſchwächlichen Geſundheit war offenbare Lüge. Das Mädchen blühte wie eine friſche Roſe. Man ſprach einen ganzen halben Tag darüber; als aber eine Straßburger Trüffelpaſtete auf die Tafel kam, die nach der Verſicherung des Ober-Mundkochs 90 Dukaten gekoſtet hatte, da vergaß man die Baroneſſe, und ſprach nun von der Paſtete.

Das Mädchen ging in das elterliche Haus zurück. Eine vom Hofe Entlaſſene iſt in den Augen der Reſidenzwelt geächtet. Kein Menſch wußte, was die Baroneſſe verbrochen, aber jeder dichtete ihr ein Vergehen an. Gar bald ward die Dichtung zur Wahrheit umgeſtempelt, und nun zog ſich alles

von der armen Eisenfeld zurück; besonders ließ sich kein Mensch mit ihr öffentlich sehen, denn vielleicht konnte dieß ein Fünfter sehen, und wenn dieser das dem Vierten, dieser es dem Dritten gesagt hätte, und es wäre durch diese davon Kundschaft zum Hofe gekommen, so hätte man sich für verloren auf ewig gehalten.

Kein Wunder, wenn die Zurückgesetzte, im Gemüth die heiligste Schuldlosigkeit, tief gekränkt, die Menschen verachten, die Welt hassen lernte! Bitterer Unmuth vergiftete ihre Laune, geheimer Groll sprach sich in jedem ihrer Gefühle aus, und wer war nach ihrer Ansicht, von allem dem die erste Ursache? — Der Graf von Logan! Sie setzte sich den Zusammenhang der Veranlassungen, die sie genöthigt hatten, ihre Entlassung zu nehmen, ganz richtig auseinander. Sie schrieb sie nieder in ihrem kleinen Geheimbuche, von dem ich nachher Auszüge liefern werde.

Der junge Graf hatte nicht die entfernteſte Ahnung, daß er mit dem Weggange der Baroneſſe vom Hofe, nur im mindeſten Bezug ſtehe. Er hörte vom Vorfalle ſprechen; es freute ihn, daß das Mädchen, in der ſchönſten Blüthe ſeines Alters, ſo wenigen Werth auf den Glanz des Hofes, auf den Werth des Ranges gelegt, und ſich von einer Exiſtenz losgeſagt hatte, die ihm, von Anbeginn an keinen Reitz hatte abgewinnen können. Er fand hierin eine Aehnlichkeit der Gefühle, der Anſichten mit den ſeinigen, die ihm das Mädchen werth machten.

Bekannt mit der Engherzigkeit der groſſen Hofwelt, fiel es ihm nicht auf, daß jeder auf die Entfernte ſein Steinchen warf. Er gab ſich nicht einmal die Mühe, den hämiſchen Ausbrüchen der Verläumdung zu begegnen; aber das Mädchen ſelbſt fing ihn an zu intereſſiren.

Er hatte die Baroneſſe ſonſt mehremale bei Hofe geſehen. Jetzt fand er ſie

zufällig in einem kleinen Kreiſe einer ihr verwandten Familie. Dort war ſie die ſtolze, an allgemeine Huldigung gewöhnte, prächtig geſchmückte, von Lüſtres und Trümeaux umſchimmerte und umflimmerte Hofdame geweſen. Hier war es das niedergedrückte Mädchen, von allen, ſelbſt von den Ihrigen verkannt; in der einfachſten Kleidung ſaß ſie am Nähtiſch in einer Gartenlaube, von der ſinkenden Abendſonne beleuchtet; aber röther ward ihr die Wange, als der Graf, vom Vater der Familie ihr vorgeſtellt, mit freundlichen Worten ſagte, daß er ſich freue, ihre Bekanntſchaft hier zu erneuern, daß er ihr Glück wünſche, den Hof mit der Natur vertauſcht zu haben, und daß die Natur bei dieſem Tauſche gewonnen.

In jedem andern Munde wäre der letztere Zuſatz eine bloße Schmeichelei geweſen. Der Graf ſchmeichelte nie, das wußte die ganze Stadt; was er ſagte, kam aus dem Herzen heraus. Ach, es that der Ge-

kränkten unbeſchreiblich wohl, endlich einen Menſchen zu finden, in deſſen Augen ſie nichts verloren hatte. Daß dieſer Eine gerade der Graf von Logan war — ein ſonderbares Gefühl griff ihr wehmüthig in die wunde Bruſt. Sie hatte den Grafen haſſen wollen; ſie konnte es nicht. Der große ſchöne Mann, im vollen Reitz der friſchen Jugend, hatte ſich ihr ſchon ſeit dem erſten Tage, als ſie ihn bei einer großen Hof-Aſſemblee ſah, unvergeßlich gemacht. Der Ruf ſeiner gediegenen Kenntniſſe hatte ihm ihre Achtung gewonnen, und die ſanfte Güte ſeines Charakters, ſeine vollendete feine Erziehung, ſein unbeſcholtener Wandel, das ſelenvolle herrliche Auge, der leiſe Zug von lieblicher Schwärmerei — nein! ſie konnte ihn nicht haſſen. „Was hat er Dir — ſagte ſie heimlich zu ſich ſelbſt — denn auch gethan?“ —

„Kaum daß er dich einigemale geſehen, ſchickt eine Zweite einen Dritten an ihn ab,

und läßt ihm die Hand der Ungefragten, der kaum Gekannten, mit Hintenanſetzung aller Delikateſſe anbieten. Das war nicht der Weg zu dem Herzen des zartfühlenden Mannes. Dem Grafen war der Hof ſammt allem Zubehör zuwider. Du, die erſte Hof-Dame der Monarchin, konnteſt ſchon darum in ſeinen Augen keinen Werth, keinen Reitz haben. Er hatte dir dort oben, zwiſchen kalten Marmorwänden, nie etwas Artiges geſagt, dich nie ſeiner Aufmerkſamkeit vorzüglich gewürdigt. Jetzt ſieht er mit Wohlgefallen das einfache Mädchen; der Auguſt-Abend erwärmt ihn, und er ſteht mit offenem Wohlwollen, mit huldigender Achtung vor dir.“

Der Graf blieb den Abend im kleinen Zirkel. Der Familie ſchien die Auszeichnung, mit welcher der Graf die Geſunkene behandelt hatte nicht entgangen zu ſeyn.

Er kam öfter; ſeine zarte Aufmerkſamkeit that der Baroneſſe wohl. Allmählig

ſchlich ſich der Gedanke in ihre Seele, daß ſie dem jungen liebenswürdigen Mann nicht gleichgültig ſey. Sie träumte ſich ein ſchönes Glück, ſie vergaß den Verluſt ihres ehemaligen Hofglanzes; an des Grafen Seite lernte ſie die Nichtigkeit äußerer Würde erkennen, und ihren eigenen Werth fühlen. Aber ihr Traum verſchwand.

Der Graf verreiſte auf eine kurze Zeit, und brachte ein Fräulein vom Lande, als ſeine Gattin, mit. Die junge Gräfin war die ſchönſte Frau in der Reſidenz. Ihre ſtolze Figur imponirte; aber die Güte ihres Herzens, ihre Sanftheit, ihr feiner Weltton, erwarben ihr in Kurzem die unbedingte Huldigung ihres neuen Kreiſes.

Von dieſem Augenblicke an, ging das Lebensglück der Baroneſſe unter. Sie erfuhr jetzt erſt von ſich ſelbſt, daß ſie den Grafen geliebt hatte. Sie wußte nicht, daß der Graf ſchon ſeit Jahren in dem Beſitz ſeiner angebeteten Thereſe geweſen war; ſie

glaubte, daß er ſie jetzt erſt habe kennen gelernt, und machte ſich nun geheime Vorwürfe, daß ſie ihm nicht herzlich genug entgegen gekommen ſey; ſie ſah das Glück des liebenden Paares, ſie ſah es in einander verſchmelzen, und ihr getäuſchtes Herz verblutete im Innern. Sie ward bitter gegen die ganze Welt, ſie haßte ſich ſelbſt, aber ſie behielt ſo viel Kraft des Geiſtes, Herr ihrer glühenden Eiferſucht zu bleiben. Das Geſchick legte ihr eine harte Probe auf.

Der Graf hielt ſich nur den Winter über mit ſeiner liebenswürdigen Gattin in der Reſidenz auf. Im Anfange des Frühjahrs ging er mit ihr auf ſeine Güter. Thereſe hatte die Baroneſſe kennen gelernt, ſie hatte das ſchöne Mädchen mit ihrem ſtillen Schmerz, mit ihren geheimen Leiden lieb gewonnen. Sie ahnete nicht im Entfernteſten, daß ſie ſelbſt der Grabſtein ihrer Wünſche, ihrer Hoffnungen war. Sie hatte ſich oft in traulicheren Augenblicken ihr ge-

nähert, um die kalte Tiefe ihres verödeten Herzens aufzuſchließen; ſie hatte einigemal mit leiſem Finger die tödtliche Wunde berührt, an deren Folgen, in furchtbarer Stille, das Blüthenleben der unglücklichen Eiſenfeld dahin ſchwand; ſie hatte mit der freundlichſten Schonung die Frage gewagt, ob es nicht hoffnungloſe Liebe ſey, die ihren zuweilen ſichtbaren Mißmuth erzeuge, und auf alles das immer nur ein wehmüthiges Lächeln, ein ſtilles Kopfſchütteln, ſeltener eine mühſam verhaltene Thräne, zur Antwort erhalten. Thereſe glaubte jetzt der Dulderin Kummer zu kennen. Freundſchaft, meinte ſie, ſolle ihr das erſetzen, was Liebe ihr genommen. Auf dem Lande, im Schooße der erwärmenden Natur, ſollte das Mädchen ihren frohen Sinn wiederfinden, dort ſollte die Kraft ihrer Jugend wieder aufblühen. Sie wollte ſich enger an das zartfühlende Mädchen anſchließen, ihr volles Vertrauen gewinnen und dann das wunde Herz heilen.

Sie theilte dem Grafen den Wunſch mit, die Baroneſſe mit auf das Land zu nehmen; dem zärtlichen Gatten war der Wille der Geliebten, Geſetz: er willigte um ſo lieber in den Vorſchlag, als ihm der Umgang des gebildeten, ſittlichen Mädchens immer willkommen geweſen war, und ſo fuhr denn die himmliſch gute Thereſe zur Baroneſſe, um ihr den Antrag zu machen. Vor Kurzem hatte ſie von ihr, auf freundliche Bitte, das ſchweſterliche Du erhalten. Die Baroneſſe war durch die Einladung überraſcht, ſo überraſcht, daß ſie ſich wegwandte, den Blick zu den Wolken erhob, die Augen mit der Hand bedeckte, und halb leiſe ausrief: „auch das noch?“ Doch ſammelte ſie ſich ſchnell wieder, und ſchlug die Einladung, mit weit geſuchten Gründen, aus. Allein Thereſe ließ ſich nicht abweiſen; ſie bat mit ſo bezaubernder Güte, daß die Baroneſſe wankend wurde, und als ſie hinzuſetzte: „Nina, ſchlag mir es nicht ab, mein Mann

wünſcht recht herzlich, daß Du uns begleiteſt," da entgegnete die Getroffene, „ich komme, aber" ſagte ſie ſinnend und langſam: „es wäre vielleicht beſſer, ich käme nicht!"

Thereſe hob die bedeutenden, dunkeln Worte auf. Sie verſtand ſie nicht, aber ſie fühlte ſich erſchüttert durch ſie, ohne zu wiſſen, warum.

„Auch das noch" hatte ſie geſagt, und „es wäre vielleicht beſſer, wenn ich nicht käme?" — was wollte ſie damit, fragte ſich Thereſe, als ſie zu Hauſe fuhr. „Sollte ſie vielleicht?" — Sie hatte den Faden in dies labyrinthiſche Dunkel ſchon beinahe in der Hand, aber zum Glück für das liebende Weib riß er, und knüpfte ſich nie wieder an. Die Anſtalten zur Abreiſe, die Abſchiedsviſiten ꝛc. verwiſchten bald den ſonderbaren Eindruck, den jene fallen gelaſſenen Worte auf ſie gemacht hatten.

Nina hatte ſich ſtark gemacht. Der

Kampf zwiſchen Herz und Verſtand hatte ihr bittere Thränen gekoſtet, aber ſie hatte die Gewalt über ſich gewonnen, ihren Schmerz noch tiefer zu verſenken, ſie wollte ſich zwingen, die Glücklichen täglich zu ſehen; ſie bürdete die Centnerlaſt der gewichtigſten Vernunftgründe auf ihr Herz. Es ſollte nichts mehr fühlen. Sie gebot dem Frohſinn, das Gewölke der Wehmuth ihr aus dem Auge zu bannen; ſie zwang den lächelnden Scherz in die lieblichen Grübchen ihrer Wangen zurück. Sie gewann es über ſich, ſich ſelbſt zu täuſchen, und freute ſich des errungenen Triumphs.

Als ſie aber hinkamen, auf das ſtille Land, als die harmloſe Thereſe oft im reinſten Entzücken glücklicher Liebe laut ausrief, daß hier, nur hier in Gottes ſchöner Natur, an der Seite ihres Herrmann, ihr Paradies ſei; als Herrmann von den ſüßen Reitzen ſeiner himmliſchen Thereſe überwältigt, zu ihren Füßen niederſank, ſie ſeine Einzige,

ſeinen Engel nannte; als er vom blühenden Frühling umduftet, die Liebliche auf ſeinen Schooß zog, und die Wonne der irdiſchen Seligkeit von ihren Lippen trank, da fiel Nina's erkünſteltes Gebäude in einander. Das Herz warf die kalte Laſt der aufgebürdeten Vernunftgründe von ſich; es glühte heißer, als je. Es zehrte ſich ſelbſt auf. Die Auſſenwände hielt Nina noch künſtlich zuſammen. Sie lachte und ſcherzte, ſie trat mit einer Lebendigkeit, mit einer muthwilligen Heiterkeit auf, daß das liebende Paar ſie in dem Augenblicke, eben von ihrer früheren Schwermuth geheilt glaubte, als die Unglückliche ohne Rettung verloren war.

Die Jammerqualen, die ihr Inneres zerriſſen, kannte keiner. Ein Charakter, wie dieſer, konnte ſich wohl exaltiren. Eine beiſpielloſe Spannkraft war da, Nina hatte ſie benutzt. Allein von Dauer konnte dieſer widernatürliche Zuſtand nicht bleiben. Die Himmelshöhe von Feſtigkeit, auf die ſich

das Mädchen mit Selbſtgeiſelung gezwungen hatte, ſank unter ihren Füßen zuſammen. Das Leben ward ihr unerträglich.

Eines Abends — am Horizonte leuchtete das Wetter, der Himmel hatte ſich umzogen, in weiter Ferne verhallte der rollende Donner, und einzelne Tropfen fielen aus den ſchwarzen tiefliegenden Wolken herab, auf die Blumen und Orangenblüthen, die ihre ſüßen Düfte in die Laube ſpendeten, in welcher der kleine Zirkel dicht nebeneinander ſaß. Nina verlor ſich mit dem Blicke ihres großen ſchwarzen Auges, in die flatternden Zickzacks des fernen Wetterleuchtens; ſie ſchwärmte ſich die Möglichkeit, durch die zerriſſenen Wolken in das Allerheiligſte des Himmels zu ſehen. Dorthin ſehnte ſich ihr müdes Herz. „Wenn ich ſterben ſoll,“ ſagte ſie ruhig, und mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit gegen den Sinn ihrer Worte, „ſo wünſche ich einen recht ſchnellen Tod. Vom Blitz erſchlagen zu werden, muß ein ſchöner,

ein recht leichter Tod ſeyn, und es liegt ein eigener Reitz darinn, durch das Feuer des Himmels, dieſer Erde entrückt zu werden.“

„Zu der Ehre können ſie bald kommen,“ verſetzte der Graf ſcherzend, „wir bekommen dieſe Nacht wahrſcheinlich mehrere heftige Gewitter. Die Luft iſt zum Erdrücken bänglich und ſchwer.“

„Nein“ entgegnete Thereſe, und ſchlang den ſchönen Arm um ihren geliebten Herrmann, „wenn ich mir meinen Tod einmal beſtellen ſoll, ſo muß er mich nicht zu ſehr überraſchen. Ich muß mit Beſinnung ſterben, ich muß fühlen daß ich ſcheide; dann ſage ich jedem noch ein freundliches Wort, und alle meine Wünſche, die mich nach meinem Tode intereſſiren, ſage ich noch Dir, mein Herrman! und ein Jahr nach meinem Tode erſcheine ich Dir, Herrman!“

„Haſt du denn Wünſche nach dem Tode? meine himmliſche Thereſe!“ ſagte der Graf

tief bewegt, und zog das ſanfte Weib an ſeine Bruſt.

„Ja Herrmann,“ entgegnete die Holde leiſe, und neigte den Kopf, als ob ſie ſich ſchäme, ſie zu geſtehen, an des Liebenden Herz.

Nina ſtand, aus Diskretion gegen eine ſo geheime Familien-Angelegenheit auf, und ging den Garten tiefer hinab.

„Laß mich in Deiner Familiengruft in der Reſidenz beiſetzen, neben deine Schweſter;“ ſagte Nina: „ſie war die treuſte Freundin meines Lebens! ich habe ihr, als ſie ſtarb, verſprechen müſſen, einſt neben ihr zu ruhen. Und dann — wenn Deine letzte Stunde einmal abgelaufen iſt, dann kommſt Du ja auch neben mich — nicht wahr, mein einzig geliebter Herrmann? — und nun wünſche ich noch etwas, — ſie legte ihren Mund an Herrmanns Wange, und liſpelte leiſe — „heirathe nach meinem Tode“ —

Ein gräßlicher Blitz zerriß den Himmel

und ſpaltete die Linde am Ende des Gartens. Die beiden Liebenden ſprangen hoch auf, der furchtbare Donnerſchlag warf ſie wieder nieder.

„Nina iſt erſchlagen!“ rief der Graf in ſchrecklicher Ahnung und raffte ſich auf, um ſie zu ſuchen. Aber ſie kam ihm entgegen, ſtumm vor Entſetzen, am ganzen Körper zitternd. Sie flüchteten alle drei in das Haus zurück, und hier erſt gewann Nina die Sprache wieder. Der Blitz hatte, keine funfzehn Schritte von ihr, in die Linde geſchlagen.

Sie hatte den Hut und einen Schuh verloren, der Regen hatte alle drei durchnäßt; man lachte ſich jetzt gegenſeitig einander aus; nur in des Grafen Bruſt blieb über Thereſens Wünſche und ihr letztes, halb ausgeſprochenes Wort, ein ſtiller Ernſt.

Wenige Tage nach jener Gewitternacht — ich darf nicht nach der Zeitfolge erzählen, ſondern nur die Geſchichte der Begebenheit

ſo vortragen, wie ſie ſich vor den Augen ihres Publikums entwickelte. Der aufmerkſame Leſer wird den Zuſammenhang des Ereigniſſes früher ahnen, als ihn die nachzuliefernden Bruchſtücke aus Nings Tagebuch darſtellen. —

Wenige Tage nach jener Gewitternacht alſo, erkrankte Thereſe. Sie klagte anfänglich über kleine Uebelkeiten. Die Verwaltersfrau, eine verſtändige Hausmutter, die in Ermangelung eines Arztes herbeigerufen wurde, zog über die Unpäßlichkeit, nähere Erkundigungen, unter vier Augen ein, und ſtattete dem entzückten Grafen im Voraus ihre Glückwünſche zu den erſehnten Hoffnungen ab. Thereſe weinte vor Freude: ſie war die Glücklichſte unter der Sonne. Der Graf umſchlang das reitzende Weib, und hatte für das Entzücken ſeiner Empfindung keine Worte. Aber dieſer Uebelkeit folgten ſehr krampfhafte Schmerzen. Thereſe klagte über unſägliches Schneiden im Unterleibe, und man beſchloß daher, einen Arzt aus der

nächſten Stadt holen zu laſſen. Nach Abgang des eilenden Boten, verſchlimmerte ſich der Zuſtand den unglücklichen Thereſe von Minute zu Minute. Es traten die furchtbarſten Convulſionen ein; ihre Augen verloren den Glanz des Lebens, die Zunge ihre Kraft zum Sprechen. Der Graf, Nina, und alle Umſtehenden verzweifelten vor Angſt. Kein Menſch konnte helfen. Alle Hausmittel, die furchtbaren Schmerzen der Leidenden zu lindern, blieben ohne Erfolg. Thereſe wollte etwas ſagen, aber ſie konnte nicht mehr reden, ſie lallte nur noch. Der Graf reichte ihr eine Schiefertafel, ſie ſchrieb mit kaum leſerlicher Hand das Wort „Gift.“ Der Graf verſtand, daß ſie bäte, ihr Gift zu reichen, um ihre gräßliche Qual zu enden, er warf ſich laut weinend vor das Bette der Gemarterten und ſprach ihr Troſt zu; er flehte Gott an, Hülfe zu ſenden. Nina wankte mit hoch aufgehobenen Händen, bleich wie der Tod, zum Zimmer hinaus.

Ahneſt du, theilnehmender Leſer, die Schauderthat? brich nicht zu früh den Stab über die Unglückliche.

Thereſens Stirn bedeckte ein kalter Schweiß. Ihr matter Blick ſuchte Jemand im Zimmer. Sie fand die nicht, die ſie ſuchte. Da brach ſie in ein herzzerſchneidendes Schluchzen aus, und wimmerte laut. Sie zog die Hand ihres Hermanns an ſich, ſie legte ſie auf das engelreine Herz. Es ſchlug langſam jetzt, es ſtockte. Ihre feuchte Hand umklammerte feſt die Rechte des geliebten Mannes. Mit unnennbarer Wehmuth blickte ſie zu ihm auf. Ein leiſer, gepreßter Seufzer — da ſtand das Herz ſtill, das Auge ſchloß ſich gebrochen, und entſeelt lag die ſchöne Hülle.

Das Jammergeſchrei des unglücklichen Grafen rief alle Hausgenoſſen herbei. Sein liebſtes dieſer Welt war ihm verloren, auf ewig verloren. Der bitterſten Verzweiflung hingegeben, küßte er die Verblichene im wilden

TAYLOR INST. OXFORD

Schmerz. Er rief ihren Namen, er netzte die erkaltete Hand mit den Thränen ſeines Jammers. Beſinnunglos trug man ihn weg.

Nina kam, in ſtummen Schmerz tief verſenkt. Keine Thräne im ſtieren Auge, kein Tropfen Blut im Geſichte. Sie hielt die Hände krampfhaft in einander gefaltet, vor dem blaſſen Munde. Am Bette der Entſchlafenen ſank ſie nieder. Sie erſtarrte in ſtiller Verzweiflung. Nichts war vermögend, ſie vom Bette wegzubringen.

Den folgenden Morgen traf der Arzt ein. Seine, im Beiſeyn des Grafen vorgenommenen Verſuche, Thereſen ins Leben zurück zu rufen, blieben fruchtlos. Der Graf, auch dieſe letzte Hülfe verloren, flüchtete auf ſein Zimmer. Der ſchnelle Tod der blühend geſunden, jungen Frau, war dem Arzte ein Räthſel. Er forſchte, ob ſie in den letzten Tagen etwas genoſſen habe, was irgend einen entfernten Anlaß gegeben haben könnte.

Aber alle umſtehende Hausoffizianten und Domeſtiken verſicherten einſtimmig, daß nicht die geringſte Vermuthung, eine ſolche Beſorgniß begründe. Nina, welche die Nacht bei Thereſen gewacht hatte, war, als der Arzt kam, von ihrem Sitze aufgeſtanden, und hatte ſich mit dem glühenden Kopf ans Fenſter gelehnt. Der Arzt näherte ſich ihr, und äußerte leiſe, daß die Symptome, die er an der Todten bemerke, ihm außerordentlich verdächtig wären. „Hörte ich jetzt nicht allgemein," ſetzte er hinzu, „daß ein Zufall nicht im Spiele geweſen ſeyn kann, und kennte ich die glücklichen Verhältniſſe des Hauſes nicht ſo genau, die den Gedanken einer Abſicht ganz unmöglich machen, ſo würde ich — es klingt ſonderbar, aber — dem Grafen mag ich ſo etwas nicht ſagen, es würde ihn zu ſehr erſchüttern, aber Ihnen, der Freundinn vom Hauſe, muß ich es ſagen, um den Grafen auf die Nothwendigkeit vorzubereiten, die Frau Gräfinn öffnen zu

laſſen, — ſo würde ich auf der Vermuthung einer Vergiftung beharren.“

Nina ſchlug die Hände über dem Kopf in einander, als ob der Wetterſtrahl des jüngſten Tages alle ihre Glieder erbebt hätte.

„Erſchrecken Sie nicht, Baroneſſe, ich ſage nur, Vermuthung! Gewißheit würde uns die Oeffnung verſchaffen. Es giebt ſo ſonderbare Fälle in der Welt, daß keine menſchliche Phantaſie zureicht, ihre Möglichkeit zu berechnen. Wenn auch alle die Leute des Hauſes beſtätigen, daß die Frau Gräfinn nichts Nachtheiliges genoſſen, ſo iſt es ja doch immer möglich, daß es geſchehen; denn ſie waren ja nicht jeden Augenblick in ihrer Nähe, und wenn es gleich allgemein bekannt iſt, daß die Liebenswürdigkeit, die Tugend und die ſanfte Güte der Frau Gräfinn, ihr aller Herzen gewannen, ſo kann es ja doch ſeyn, daß — Gott, man kennt ja die Menſchen! — daß ſie vielleicht einer Perſon im Wege war.

Sie ſind eine ſchweſterlich-befreundete Vertraute der Frau Gräfinn geweſen, Baroneſſe! wiſſen Sie vielleicht —?"

„Nein!" fiel ihm die Gepeinigte in das Wort, und warf einen halb ſcheuen Blick auf den Fragenden. Hätten die Teufel der Hölle ſelbſt ſie auf die qualvollſte Folter gelegt, — größer konnte die Marter nicht ſeyn.

„Wenn nun" ſetzte ſie nach einer Pauſe zaghaft hinzu, ohne ihn anzuſehen, „wenn nun Ihre ſchreckliche Vermuthung gegründet wäre, und Sie alſo die Urſache des Todes wüßten, könnten Sie denn dann noch helfen? wären dann noch Mittel möglich, wäre nur ein Schein von Möglichkeit da, die Todte —"

„Wieder lebendig zu machen? Nein, Baroneſſe" erwiederte der Arzt, lächelnd über die Stärke ihres Glaubens an ſeine Kunſt. „Da iſt keine Hoffnung mehr! Ich habe mein ganzes Wiſſen aufgeboten! Es iſt

nichts unverſucht geblieben! Schade, ewig ſchade um die ſchöne junge Frau! Es war die reinſte, fleckenloſeſte Seele, die ich gekannt habe. — Jetzt, gnädigſte Baroneſſe, ſprechen Sie mit dem Herrn Grafen, ob er die Section erlaubt. Uibrigens aber ſchonen Sie ſich, Baroneſſe. Der Auftritt hat Sie angegriffen. Faſſen Sie ſich. Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich: ſie ruft oft die edelſten Menſchen von der Welt, und — als ob das Verbrechen ein heiligeres Bürgerrecht auf der Erde habe, als die Tugend — die Verworfenen bleiben."

Nina ging, um den Grafen zu ſprechen. Sie kam bald wieder zurück, und als der Arzt nach der Erklärung des Grafen fragte, ſchüttelte ſie verneinend den Kopf.

Der Arzt äußerte, daß, ſo wie er den Grafen kenne, er gleich deſſen Abneigung gegen das Oeffnen der Leiche vermuthet habe, empfahl ſich und fuhr nach Hauſe.

Die Beſorgung des Begräbniſſes, glaub-

ten die Leute des Grafen, würde ihn nun ein wenig zerſtreuen; aber er gab ſich ſeinem Schmerze ganz hin. Er ließ andere gewähren, wie ſie wollten. Bloß ſie, die Angebetete, füllte ſeine Seele. Ihre Blumen, ihre Guitarre, das Andachtbuch, aus dem ſie den letzten Morgen zu Gott gebetet hatte, Alles was ihr das Liebſte geweſen war, ließ er in ſein Zimmer bringen. Das Tuch, das ihre letzten Thränen barg, lag in ſeinem Büreau, in ſtiller Wehmuth ſah er oft minutenlang auf ſeine Rechte, die im Sterben der verklärte Engel auf das treue Herz gelegt hatte, das nun nicht mehr ſchlug. Er verſtand die Sterbende, die ihm damit hatte ſagen wollen, daß der letzte Pulsſchlag des liebenden Herzens ihm gehöre. Er ſah noch den wehmüthigen Blick, mit dem ſie von ihm ſchied. Ach dieſer Blick war das letzte Wort ihres Geiſtes geweſen! Er ſah noch die weißen Flecke auf ſeiner Hand, die ihm Thereſens Finger, vom kalten Todeskrampfe

ergriffen, gedrückt hatten! Er hörte noch den bangen, den letzten, leisen Seufzer, unter dem die schöne Blüthe ihres Lebens auf ewig zerbrach! —

Das süße Wehe aller dieser Erinnerungen wollte er sich nicht rauben lassen. Es war ja das Einzige, was er aus dem Schiffbruche seiner Lebenshoffnungen gerettet hatte; darum wollte er sich durch nichts stören lassen, und darum hatte er seinem Hausſekretair in wenigen Worten das traurige Geschäft, die Besorgung der Beerdigung, übertragen! Aber als dieser die Frage that, wo die Frau Gräfin beigesetzt werden sollte, ob hier auf dem Gute oder in der Familiengruft in der Residenz; da lief es kalt über den Rücken des Grafen, denn er gedachte der Bitte, die seine Therese vor wenigen Tagen, an jenem Gewitterabende, gleichsam im Vorgefühl ihres nahen Todes, ihm an das Herz gelegt hatte.

„In die Familiengruft!“ antwortete er, und brach in ein lautes Weinen aus.

Nina hielt Tag und Nacht beim Sarge der Gräfinn aus; ehe er geſchloſſen wurde, holte ſie den Grafen, um Thereſen zum letztenmale zu ſehen. Nina hatte die Braut des Todes einfach geſchmückt. Im Haare ein Blumengewinde von Immortellen; am Halſe ein kleines diamantnes Kreuz, ein Erbſtück von Thereſens Großmutter; auf der ſtillen Bruſt einen blühenden Blumenſtrauß, und am Finger das ſchöne Symbol der ehelichen Treue, den Trauring. Blau emaillirt, befand ſich auf dieſem ein Vergißmeinnicht; eine bedeutende Bitte der Geſchiedenen an den bleibenden Gatten. Von ſchwarzem Sammet war das Todenkleid, beſtreut mit kleinen, in Silber geſtickten Sternen. Kaum mehr kenntlich war Thereſens Geſicht! Das blühende Roth auf der Wange, das Lächeln auf den Lippen, der himmliſche Zug um den Mund, der üppige Buſen — das alles war

geſchwunden; das tief eingefallene Auge geſchloſſen, die Spuren der nahen Verweſung hier und da ſchon ſichtbar.

„Meine Thereſe,“ ſagte der Graf, in ſanfter Wehmuth verſunken, nachdem er ſie lange mit ſtill bethräntem Auge angeſtarrt hatte, „meine einzige Thereſe!“ —

Wahrer Schmerz ſpricht nicht viel. Ach, das Herz war ihm ſo voll! Er konnte nicht bleiben. „Schlummre ſanft, mein Weib, mein engelreines Weib! bald bin ich bei Dir!“ ſagte er mit einem Blicke, der ihre Seele in jenen fernen Regionen gewiß erreichte, und dankte der unglücklichen Nina, die kalt und bleich wie ein Marmorbild, ohne Thränen, faſt ohne Athem, neben ihm ſtand, für die zarte Liebe, die ſie, in den letzten Lebenstagen, ſeiner Thereſe und jetzt ihrer Hülle bewieſen hatte.

Nina hob langſam den ſtieren Blick ihres ſchwarzen, halb verlöſchenden Auges, von der Leiche auf den Grafen; ſie reichte ihm

die zitternde Hand, und ſagte leiſe: „Leben Sie wohl!“

Der Graf ging ſchweigend zum Zimmer hinaus; Nina rief die Leute zum Verſchließen des Sarges, und vom einfachen Geläute der kleinen Dorfglocke, ward nun dieſer bis zur Gränze des Gutes begleitet. Alle Unterthanen, alt und jung, gaben bis dahin Thereſen das Geleite. Was ſie in dieſem kurzen Zeitraume, mit ihrer himmliſchen Güte, mit ihrem wohlthätigen Sinne, mit ihrer freundlichen Herablaſſung, ihnen allen geworden war, das ſagten die ſtillen Thränen der ehrlichen Landleute. Von hier aber, bis zur Reſidenz, wurde der Sarg nun von einigen gräflichen Hausoffizianten begleitet, die ihn dort ohne beſonderes Gepränge, der Vorſchrift gemäß, in der Familiengruft beiſetzen ließen; nachdem ſie ihn zuvor geöffnet, und die Verſchiebungen des Körpers und Gewandes, die bei dem Fahren nothwendig hatten entſtehen müſſen, wieder geordnet hatten.

Nina reiſte den folgenden Tag, ohne den Grafen wieder zu ſehen, zu einer ihrer Freundinnen, in eine entlegene Mittelſtadt, und der Graf ſchloß ſich mit ſeinem gerechten Schmerz in ſein Zimmer ein. Er ließ ſich von Niemandem ſprechen, vor Niemandem ſehen.

Der Hausſekretair und der Kammerdiener waren die einzigen Menſchen, die bei ihm den Zutritt hatten. Es vergingen Wochen, ohne daß er ſelbſt mit dieſen nur ein Wort ſprach. Oft fand ihn der erſtere vor Thereſens Bilde auf den Knieen liegen. Er durchwachte oft ganze Nächte am Schreibtiſch. Er ſchrieb die rührendſten Briefe an ſeine Thereſe. Sein Wohn- und ſein Schlafzimmer waren ſchwarz ausgeſchlagen. Alle Domeſtiken des Hauſes mußten in tiefſter Trauer gehen. Thereſens Andachtbuch, die Bibel und ihre frühern Briefe, die ſie ihm als Braut geſchrieben hatte, waren ſeine einzige Lektüre. Als der Sekretair ihn einſt bat,

doch ein wenig an die Luft zu gehen, er sähe so krank und eingefallen aus, daß ein Dritter, der ihn lange nicht gesehen, ihn kaum mehr kennen werde, freute er sich, und sagte mit sanftem Lächeln: „da bin ich ja bald am Ziele. Was soll mir die Luft? ist doch meine Thereſe auch nicht an der Luft! Nein, nur wo die ist, da wird mir wohl werden! Wenn Sie es ehrlich mit mir meinen, so wünschen Sie, daß ich bald dahin komme. Hier, mein guter Mann, blüht mir keine Freude mehr, gar keine mehr! Gott hat es nicht gut mit mir gemacht. Thereſe war ihres Platzes unter den Engeln werth, darum rief er sie ab von dieſer Erde, für die sie zu gut, zu heilig war. Aber warum vernichtete er nicht mich in dem Augenblicke, als er sie zu seinem Seraph erhob? Ich weiß, dieſe lichte Himmelshöhe, auf der Thereſe jetzt steht, erreichte ich nie; aber dann mußte er mir Gefühl und Verstand rauben, damit ich den unsäg-

lichen Schmerz der Trennung nicht so tief empfände. Ich bin ja auch sein Geschöpf und er quält ja keins. Warum mich allein?“

Den armen Sekretair fing es allmählig an, für seines Herrn körperliches und geistiges Wohl zu bangen. Er fühlte, daß er nicht gemacht war, um das versunkene Gemüth des Grafen aus seiner dunkeln Tiefe wieder herauf zu heben. Er sann lange umher und musterte die ganze Reihe der Freunde des Grafen, wer sich dazu wohl eignen möchte, und seine Wahl fiel glücklicherweise auf den Major von Eck, einen feinen und gefühlvollen Mann von vielseitigen Kenntnissen, den der Graf von Jugend auf, als seinen besten Freund, immer geliebt hatte. Diesem schrieb er heimlich; er vertraute ihm seine Besorgnisse für die Zukunft, und bat, daß er möge kommen und ihm helfen, die immer mehr zunehmende Schwermuth des Grafen zu zerstreuen.

Der Major antwortete dem Sekretair in freundlichen Worten: daß ſein Dienſtverhältniß ihm jetzt nicht erlaube, gleich zu kommen, indeſſen werde er ſich auch in der Ferne bemühen, den Grafen zu heilen. Den nächſten Poſttag ſchon — er hatte immer mit ihm in lebhaftem Briefwechſel geſtanden, — theilte er dem Grafen die Idee mit, Thereſen ein Monument im Garten zu errichten, legte ihm gleich einen leicht ſkizzirten Entwurf bei, und warf die Bemerkung hin, daß, wenn raſch angefangen und lebhaft daran gearbeitet werde, man noch vor Eintritt des Winters mit dem Ganzen vollkommen fertig werden könne.

Das goß neue Kraft in das zerrüttete Gemüth des Grafen. Er eilte, zum Staunen und zur Freude aller ſeiner Leute, gleich nach Empfang des Briefes, in den Garten; er ſuchte den Platz aus, wo das Monument hinkommen ſollte, ordnete an, daß morgen mit dem Anfahren der Baumaterialien der

Anfang gemacht werden ſolle, verwarf die Skizze, machte zehen andere Entwürfe, blieb endlich bei dem eilften ſtehen, und ließ nach dieſem, den folgenden Morgen ſchon, mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen.

Die lange Dauer ſeiner Geiſtes-Abweſenheit kannte er nicht. Jetzt war er wieder der Vorige; nur ſanfter, weicher. Wer bei ihm was zu bitten hatte und in ſeine Bitte irgend etwas von Thereſen einzuweben verſtand, dem konnte er nichts abſchlagen. Einer jungen Bäuerin, die ihn anſprach, den verlobten Bräutigam vom Militair los zu machen, ſagte er unbedingt ſeine Verwendung zu, weil ſie ein Band an der Haube hatte, das Thereſe ihr am letzten Erndte-Feſte geſchenkt hatte. Er kannte das himmelblaue Band an dem Muſter ganz genau, was ihm, als Thereſe es kaufte, ſo gefiel, daß ſie ein Stück vom nämlichen Deſſein für ſich ausnahm. Ihr letztes Morgenhäubchen hatte

ſie damit geſchmückt. Ein Bauerburſche, der hübſcheſte im Dorfe, bat um einen zinsfreien Vorſchuß zum Aufbau eines neuen Wohnhauſes. Der Burſche hatte, ſeines feinen Anſtandes halber, immer die Auszeichnung genoſſen, mit Thereſen, wenn ſie bei den ländlichen Feſten der Unterthanen erſchien, vortanzen zu dürfen. Zufällig ſetzte er bei ſeiner Bitte um den Vorſchuß hinzu: „wir wollten erſt einen Richteſchmaus geben, wo die gnädige Frau gewiß auch ein bischen hingekommen wäre, denn ſie ſah es gerne, wenn wir froh und vergnügt waren; aber nun iſt Alles anders; nun mögen wir auch gar nicht mehr vergnügt ſeyn.“ Der ehrliche Junge hatte ein paar helle Thränen im Auge, als er das ſagte; der Graf gab den Vorſchuß, und erließ ſchriftlich die Wiederbezahlung der Hälfte.

Geſellſchaften mied der Graf. Im Winter beſuchte ihn der Major von Eck. Dieſem gelang es, ihn wenigſtens etwas auf-

zuheitern. Der Major ſuchte ihn möglichſt zu beſchäftigen; ſie entwarfen den Plan zu mehrern Wirthſchaftsgebäuden, die im kommenden Sommer aufgeführt werden ſollten; ſie ordneten die Bibliothek, ſie kopirten oder reducirten nach verjüngtem Maasſtabe die Charten über die bereits vermeſſenen Güter, und ſo gewöhnte der Major allmählig den Grafen zu der Thätigkeit, die einen nützlichen Zweck hat, und darum den Geiſt beſchäftigt.

Das Frühjahr begann. Die Arbeiten des Grafen, die ihm der Major gleichſam als Penſum aufgegeben hatte, nahmen ihren Anfang. Der Graf hatte vom Morgen bis zum Abend zu thun. Er genaß von der Krankheit ſeines Tiefſinns vollkommen, aber ein Prozeß vernichtete, was der Major mit ſeiner vorſorglichen Freundſchaft ſo mühſam aufgebaut hatte.

Jahrzehende hatte ein wichtiger Rechtsſtreit zwiſchen dem Grafen und deſſen Grenz-

nachbaren über einen bedeutenden Strich Landes, bei den Gerichtshöfen geſchwebt. Jetzt kam die Sache zur letzten Entſcheidung an die höchſte Inſtanz. Der Major, der um des Grafen ſämmtliche Angelegenheiten wußte, rieth ihm, dieſes Prozeſſes halber, ſelbſt nach der Reſidenz zu kommen, um durch ſeine perſönliche Gegenwart die Beendigung dieſes langen, verdrüßlichen Streites zu beſchleunigen.

Er dachte in dem Augenblicke, als er den Grafen einlud, nach der Reſidenz zu kommen, nicht daran, daß Thereſens Nähe auf des Grafen halb geheiltes Gemüth ſo mächtig wirken werde.

Der Graf kam. Der Major war nicht hier; er hatte in Dienſt-Angelegenheiten verreiſen müſſen. Sein erſter Gang war zur Familiengruft. Er hatte den Gruft-Schlüſſel bei ſich zu Hauſe auf dem Gute nicht finden können, er erſuchte daher den Todtengräber, der einen zweiten Schlüſſel

hatte, ihm die Gruft zu öffnen. Er warf ſich bei Thereſens Sarg auf die Kniee. Da löſte ſich die leichte Rinde, die Zeit und Zerſtreuung um ſein Herz gezogen hatten. Es brach. Der eingeſchläferte Schmerz erwachte mit neuer Stärke. Er drang in den Todtengräber, ihm den Sarg zu öffnen. Der Mann war vernünftig genug, es ſtandhaft zu verweigern.

Der Graf küßte den Sarg, er betete zu ſeiner Thereſe, wie zu einer verklärten Heiligen. Er weinte ſich ſtill aus, und ging mit ſeinem Jammer nach Hauſe.

Hier fand er eine Einladung vom Fürſten Auguſt, der von ſeiner Ankunft unterrichtet war, morgen zu der Maskerade zu kommen, die der Fürſt in ſeinem paradieſiſchen Garten, zu Ehren des Beilagers gab, das die Kron-Prinzeſſin mit einem auswärtigen Prinzen feierte. Der Graf ſchlug die Einladung in verbindlichen Ausdrücken aus. Allein der Fürſt, der den jungen Grafen wie

ſeinen Sohn liebte, der um ſeinen Kummer wußte, und ihn durch Geſellſchaft zu zerſtreuen glaubte, fuhr ſelbſt bei dem Grafen vor, wiederholte ſeine Bitte, und nöthigte dem Grafen, der nun nicht länger ausweichen konnte, das Verſprechen ab, bei der Maskerade zu erſcheinen.

Alle Feſte, die der Fürſt Auguſt arrangirte, trugen den Stempel der Vollendung.

Die Hauptgänge des Gartens waren prächtig illuminirt. An jedem Ende eines ſolchen Ganges brannte bald im Transparent, bald in bunten Lampen, ein großes Blumenbouket, oder ein Tempel des Hymen, oder eine ſtille Grotte der Liebe u. ſ. w. Späterhin, gegen Mitternacht, beleuchtete der Mond mit ſeinem freundlichen Lichte das fröhliche Feſt. Eine große türkiſche Muſik füllte die Luft, und trug das Jauchzen des fröhlichen Abends bis zu den dunkeln Wolken, und alle Blumen und Orangerieblüthen dufteten heute lieblicher, um der Kronprinzeſ-

ſin, ihrer Huldgöttin, ihr Opfer zu bringen. Hundert und aber hundert Masken, durchwogten, vom neckenden Scherze begleitet, den Garten, andere tanzten im hocherleuchteten Saale, oder labten ſich an den reich beſetzten Tafeln gemüthlich. In jeder Ecke des Tanzſaales fielen, um die Luft den Tanzenden zu kühlen, kleine Kaskaden in cryſtallene Becken. Das Waſſer ergoß ſich über buntfarbige Lampen; das Licht brach ſich durch die kleinen Spiegelfluthen, und verbreitete einen magiſchen Schimmer.

Immer ſtanden einige Masken bei den Kaskaden, um ſich zu kühlen, und am abwechſelnden Farbenſpiele das Auge zu ergötzen. Auch hierher kam der Graf einen Augenblick, den das Getümmel der frohen Geſellſchaft nicht anſprach. Er hatte dem Fürſten einmal das Wort gegeben. Dieſem wollte er ſich blos zeigen, und dann wieder heimkehren. Im ſchwarzen, düſtern Domino gehüllt, trat er an die Kaskade, und forſchte,

ob hier der Fürſt ſey. Der Zauberſchimmer der Lampen hinter dem plätſchernden Waſſer, hielt ihn einen Augenblick feſt. Es ſtanden eben wenige Masken um die Kaskade herum. Er weilte gern. Das Spiel des Waſſers, die ſtill flimmernden Lichter, die kühlenden Lüftchen thaten ihm wohl. Er warf zufällig einen Blick auf die Umſtehenden. Da ſtand einige Schritte von ihm, dicht an der Kaskade, eine weibliche Maske von großer ſchöner Geſtalt, angethan mit einem ſchwarzen Sammetkleide, das von geſtickten Silberſternchen überſtreut war. Auf der Bruſt einen blühenden Blumenſtrauß, am Halſe ein kleines diamantenes Kreuz, an der Hand einen goldenen Ring, das Geſicht mit einem dreifachen ſchwarzen Schleier verhüllt, und das blonde Haar mit einer Guirlande von Immortellen durchzogen.

Der Graf erbebte, als träfe ihn ein Donnerſchlag. Es war Thereſe. Es war ihre Geſtalt, ihr Todtenkleid, ihr Kreuz, ihr

Haar; ſo hatte ſie im Sarge gelegen. Faſt hätte er laut aufgeſchrieen, aber der Schreck benahm ihm die Sprache. Die Maske hatte ihn nicht bemerkt, ſie ſtand mit dem Geſichte nach der Kaskade zu gekehrt, ohne Bewegung. Der Graf ſammelte die ſchwindenden Kräfte, und näherte ſich, hinter dem Rücken der Umſtehenden, ſeiner Geiſtergeſtalt.

Er ſagte kaum hörbar, „Thereſe!“

Es wendete ſich die Maske zu ihm.

„Um Gottes willen, Thereſe,“ ſagte heimlich der Graf, dem die Bruſt vor Entzücken und Schauder faſt zerſprang. „Biſt Du es, biſt Du es wirklich?“

Sie war es. „Herrmann,“ antwortete ſie leiſe, und zog den Trauring vom Finger und gab ihn dem Grafen.

Es war der Trauring mit dem blau emaillirten Vergißmeinnicht, den Thereſe im Sarge am Finger gehabt hatte. Der Graf traute ſeinen Sinnen nicht mehr. Ein kaltes Zittern ſtreifte ihm durch das Mark al-

ler Röhren. Den Ring hatte er an ſeinen Finger geſteckt.

„Herrmann,“ fuhr die Unbegreifliche mit hohler Stimme leiſe fort: „rühre mich nicht an, ſonſt biſt Du augenblicklich des Todes. Ich verſprach Dir, ein Jahr nach meinem Tode zu erſcheinen. Ich halte noch früher Dir Wort. Komm mit mir. Allein. Denn Wichtiges ſprech' ich mit Dir.“

Sie ging, nahm vom nächſten Tiſche ein Licht, öffnete ein Seitenzimmer, und führte ſo den Grafen durch mehrere Zimmer bis in ein abgelegenes ſtilles Kabinet. Der Graf folgte langſam, ſeiner kaum mehr bewußt.

„Entſchleiere Dich, Thereſe, daß ich Dich ſehe,“ ſagte der Graf jetzt, und ſchlang ſeinen Arm, das Verbot des Anrührens vergeſſend, um die Grabesgeſtalt.

Thereſe hob den dichten Schleier. Ein kleiner hohler Todtenkopf grinſte dem Grafen entgegen. Vom Entſetzen übermannt, ſtürzte

der Unglückliche zu Boden. Die Sinne vergingen ihm.

Die tiefe Ohnmacht verlor ſich nach einer langen Pauſe allmählig. Der Graf kam wieder zu ſich. Aber die Geſtalt war verſchwunden, das Licht verloſchen. Kalter Schweiß ſtand ihm vor der Stirn. Alle ſeine Glieder waren gelähmt.

Nach langen Minuten gewann er noch ſo viel Kraft um aufzuſtehen. Er ſchlich ſich, bekannt mit dem Innern des fürſtlichen Pallaſtes, heimlich hinaus, warf ſich in ſeinen Wagen, und fuhr nach Hauſe.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ließ er ſich vom Kammerdiener entkleiden, und legte ſich vor innerem Grauſen erſtarrt, zu Bette. Blos der einzige Gedanke des nahen Todes lebte in ſeiner zerrütteten Seele, denn er hatte ja Thereſen angerührt, er hatte ſie ja umſchlungen.

Den folgenden Morgen erwachte er mit einem hitzigen Fieber. Er phantaſirte

zuweilen, war aber kurz darauf ſchnell wieder bei ſich, und ſprach dann mit völligem Bewußtſeyn.

Gleich nach dem erſten Erwachen erzählte er dem Kammerdiener, der noch nicht wußte, daß ſein Herr krank war, was er geſehen, und phantaſirte von dem geſtrigen Vorfall.

„Guter Gott," hob der Unvorſichtige an, „alſo iſt es doch wahr?"

„Was ſoll wahr ſeyn?" ſagte der Graf, der unterdeſſen wieder zu ſich ſelbſt gekommen war. „Sprich, was ſoll wahr ſeyn?"

„J, nu, von der ſeeligen Frau Gräfinn, daß ſie dieſe Nacht mit bei dem Fürſten Auguſt auf dem Balle geweſen ſeyn ſoll."

„Um Gotteswillen," rief der Graf laut auf, „was weißt du denn davon?"

„Ach mir iſt es ganz kalt um das Herz geworden, als ich es gehört habe. Geſtern Abend zwiſchen eilf und zwölf Uhr kommt

eine große ſchöne Dame maskirt aus dem Pallaſte des Fürſten. Sie hat ein ſchwatzes Kleid angehabt, mit lauter Silberſternchen darauf, und vor dem Geſicht einen dichten ſchwarzen Schleier.“

„Ja ja, weiter,“ rief der Graf „das war ſie, das iſt ſie geweſen. Nun?“

„Sie nimmt den erſten beſten Lohnwagen, giebt dem Kutſcher zwei Thaler, und ſagt ihm, er ſolle ſie nach Hauſe fahren. Er fragt natürlich, wo ſie wohne, da antwortet ſie, ſie werde es ihm ſchon ſagen; er ſolle nur vorerſt zum Brückthore hinausfahren. Als ſie vor das Thor kommen, weißt ſie ihm links zu fahren, Das iſt der Weg zum Gottesacker. Der Kerl ſchüttelt den Kopf, aber weil da vorbei auch der Weg nach der Faſanerie führt, wo der Herr Hausmarſchall jetzt wohnt, denkt er, daß die Dame die Tochter des Marſchalls iſt, die ziemlich von der Figur ſeyn ſoll. Aber als ſie an das Kirchhofthor kommen, ruft ſie dem

Kutſcher halt zu, ſteigt aus, klingt die kleine Kirchhofthüre auf, und geht langſam zum Gottesacker hinein. Dem Kerl wird es unheimlich, aber die Neugierde iſt doch größer, als die Furcht; er will ſehen, wo die Maske bleibt. Der Mond ſcheint hell. Er ſieht vom hohen Bocke über die Mauer herüber. Da geht die lange ſchwarze Geſtalt mit den Silberſternchen, die im Mondſchein hell flimmern, zu Ew. Erlaucht Familiengruft, holt einen Schlüſſel hervor, ſchließt die eiſerne Gitterthür auf, ruft dem Kutſcher, dem die Haare jetzt zu Berge ſtehen, noch eine gute Nacht über die Mauer zu, und verſchließt hinter ſich die Thüre der Gruft.“

„Menſch,“ hob der Graf an, der jedes Wort von den Lippen des Erzählenden mit brennender Begierde geſogen hatte, „iſt das wahr? alles wahr?“

„Ich habe den Kutſcher heute früh ſelbſt geſprochen. Er hat mir bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen geſchworen,

daß das alles buchſtäblich ſo iſt, wie ich es Ihnen erzählt habe. Auch die zwei Thaler hat er mir gewieſen. Das iſt ganz altes Geld; kein Menſch kennt das Gepräge. Er ſagt, er hätte die ganze Nacht kein Auge zuthun können; immer habe er die ſchwarze Maske vor ſich geſehen und die hohle Stimme, mit dem ſie ihm die gute Nacht zugerufen, kann er gar nicht aus dem Gedächtniß wieder los werden.“

„Hohle Stimme? Ja — ach Jeſus ja! Es klang als ob ſie aus dem Grabe herausſpräche. — Ich will hin. Ich muß hin. Ich will Ihren Sarg öffnen laſſen. Ich muß ſie ſehen. Dort wird ſich das ſchreckliche Räthſel löſen. Ich habe ja ihren Ring. Fehlt der an ihrem Finger, dann, ach dann habe ich meine Thereſe wirklich geſehen, dann war es keine Täuſchung meiner Sinne; — hol mir den Kutſcher, daß ich ihn ſelbſt ſpreche.“

Der Graf ſprang aus dem Bette, allein

er war nicht vermögend, ſich anzukleiden. Er zitterte ſo heftig, daß er nicht ſtehen konnte. Er mußte wieder in das Bette zurück gebracht werden. Der Arzt kam. Er hörte den ganzen Zuſammenhang des ſonderbaren Vorfalls. Er hielt es anfangs für ein Werk der zerrütteten Phantaſie des Grafen; aber als der Kutſcher kam, und die zwei alten Thaler vorwieß, und die Geſchichte mit allen Eiden bekräftigte, wußte er bei aller Vernunft doch nicht was er denken ſollte. Der Graf konnte nicht aus dem Bette. Er flehte, er beſchwor den Kammerdiener, die Oeffnung des Sarges zu bewerkſtelligen; er ließ ihn vor das Bette knieen; hier mußte er die drei erſten Finger ſeiner Rechten auf das bloße Herz des Grafen legen, und ihm ſo ſchwören, daß er ihm wahr und treu erzählen wolle, was er dort ſehen werde, und der Arzt erbot ſich freiwillig, den Kammerdiener zu begleiten.

Sie ließen ſich vom Todtengräber die

eiſerne Gitterthüre des Gruftgewölbes, welche geſtern Thereſe vor den Augen des Kutſchers hinter ſich verſchloſſen hatte, öffnen. Sie ſtanden jetzt in einem nicht zu großen, mit Quaderſteinen gepflaſterten Gewölbe, in deſſen Mitte eine weite Oeffnung war. In dieſer Oeffnung befand ſich eine Treppe, auf der ſie nun in die gräfliche Gruft hinabſtiegen, wo mehrere Särge neben einander ſtanden. Thereſens Sarg war der letzte. Neben ihm lag ein ſchöner friſcher Blumenſtrauß. Der Todtengräber, der vom ganzen Vorgange nichts wußte, und alſo auch den Zweck des Oeffnens nicht kannte, bemerkte den Strauß zuerſt, weil er die Treppe voran gegangen war. Er ſtutzte und konnte ſich platterdings nicht zuſammenreimen, wie die friſchen Blumen in die Gruft hier herunter gekommen waren. Der Arzt und der Kammerdiener ſahen ſich bedeutend an. Erſterer nahm den Strauß an ſich. Der Kammerdiener holte nun den mitgebrachten

Schraubenschlüssel hervor, um die Schrauben, womit der Sarg verschlossen war, zu öffnen. Dieser Schraubenschlüssel war von den Haus-Offizianten, die damals den Sarg vom Guthe hierher gebracht hatten, mitgenommen, und dann im hiesigen gräflichen Palais aufgehoben worden. Mit Mühe konnte man nur die Schrauben aufwinden, so fest waren sie eingerostet.

Die Schaudermacht der Verwesung hatte Theresen, das vollendet schöne Weib, schrecklich zerstöret. Im verbleichten Haar waren noch die Immortellen sichtbar. Statt des blühenden Gesichts ein ausgehöhlter Todtenkopf; am Rumpfe noch das diamantne Kreuzchen; die Blumen des Brust-Boukets waren zu Staub und Asche geworden; auf dem vermoderten Sammetkleide noch die silbernen schwarz angelaufenen Sternchen, aber der Trauring fehlte.

Der Kammerdiener war damals, als der Sarg beigesetzt worden war, mit hier

geweſen. Der Sarg wie oben erwähnt, noch einmal unten in der Gruft geöffnet worden; und der brave ehrliche Menſch erbot ſich zu tauſend Eiden, daß die Gräfinn damals den Ring am Finger noch gehabt habe. Der Verdacht, als habe der Todtengräber oder ein Dritter ſich dieſen Ring zugeeignet, war ganz ohne Grund; denn wer den Ring nahm, hätte auch das Kreuzchen nicht liegen gelaſſen, das zehnmal mehr werth war, als der Ring; und wer hätte dazu gekonnt? Nur der Todtengräber hatte den Schlüſſel zur eiſernen Gitterthüre, und zu den Sargſchrauben hatte ihn kein Menſch. Allein hätte der Portier des gräflichen Palais zu letztern, zu dem Sargſchraubenſchlüſſel kommen können, dann mußte er immer erſt den Gitterthürſchlüſſel vom Todtengräber haben, und was konnte dem Portier an dem kleinen Ringe liegen?

Hatten die Unterſuchenden vorher kein Licht gehabt, ſo tappten ſie jetzt gar im Finſtern.

Der Arzt, der hier ſah, daß ſelbſt die allerſtrengſte Unterſuchung keinen Aufſchluß, ſondern blos die Verbreitung des Gerüchts von der Erſcheinung der Gräfinn bewirken werde, eines Gerüchts, was der Familie der Gräfinn manche empfindliche Beunruhigungen verurſachen mußte, gebot dem Todtengräber, dem Kutſcher und dem Kammerdiener, über den ganzen Vorfall die tiefſte Verſchwiegenheit.

Der Graf freute ſich, daß der Ring gefehlt hatte. „Er mußte fehlen," ſagte er freundlich, „denn er iſt ja nicht zweimal in der Welt, und ſie gab mir ihn geſtern von ihrem Finger ſelbſt in die Hand, damit ich ſie und ihre Treue daran erkennen ſollte. Ich habe tauſendmal dieſen Ring an ihrem Finger geküßt." Den Strauß — der Kammerdiener hatte ja geſchworen, alles zu berichten, wie er es fände, ſonſt hätte der Arzt den Fund verſchwiegen, um dem Schmerz des Grafen keine neue Nahrung

zu geben — den Strauß ließ er ſich in das Bette geben.

„Ja, ja,“ ſagte er lächelnd, und die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen, „das war das geſtrige Bouket! Die Blumen im Sarge ſind zu Staub und Aſche geworden, da hat ſie friſche gepflückt. Sind die Blumen aus Deinem Paradieſe, Thereſe? In Deiner Modergruft, in der deine Hülle, Deine ſchöne Hülle zerfallen iſt, da wachſen ſie nicht! Gebt ſie mir mit, dieſe Blumen, wenn ich ihr folge, und den Ring gebt mir mit, daß ich ihn ihr wiedergebe, und ihr ſage: Thereſe, Herrmann iſt dir treu geblieben! Grüßt den Major, Nina und alle meine Leute. Sie ſollen beten für mich und Thereſen.“

Der ſchöne junge Mann rang nicht lange mit dem Tode. Zwei Tage noch lebte er, aber ſein Geiſt war früher von ihm gewichen. Der Ring und der Strauß wurden, der letzten Vorſchrift gemäß, ihm in den

Sarg mitgegeben, Noch hier lag in ſeinem Geſicht der Ausdruck, daß er ſein ſtilles Ziel errungen habe, daß ihm nun wohl ſey.

Dicht neben Thereſens Sarge ruht der Glückliche. Auch ſeine Blumen mögen nun zu Staub und Aſche zerfallen ſeyn, auch ihn mag nun die grimmige Hand der Verweſung entſtellt haben, aber das Andenken an dieſe beiden edeln Menſchen lebt noch in vieler Herzen.

Meine Leſer werden ſich des Verſprechens entſinnen, daß ich aus Ninas Geheim-Buche Auszüge liefern wollte. Es folgen hier nun diejenigen, welche Bezug auf jene Begebenheit ſelbſt haben. Ich bitte, ſie mit Aufmerkſamkeit zu leſen, um ſich den Zuſammenhang jener verworrenen Geſchichte aus dieſem Geheim-Buche ſelbſt zu enträthſeln.

Ich werde dieſe Auszüge in kurzen Abſätzen liefern, ſo wie ſolche in Ninas Geheim-Buche wirklich enthalten ſind.

Sie iſt irrig. Sein Wohlwollen iſt nicht Liebe ſondern bloßes Gutſeyn. Auch ich kann ihn nicht lieben, mag ihn nicht lieben. Er iſt Gatte, er iſt Monarch. Das erſtere Verhältniß zu ſtören, wäre ſtrafbar; das zweite zu überſpringen, bin ich nicht ſchlecht genug. Intrigue? — wozu ſoll ſie? wozu führt ſie? wo könnte ſie anders enden, als in den Armen des Verbrechens? Nein ich liebe ihn nicht.

Der Graf erſchien bei Hofe wie ein Meteor. Dieſe Art Menſchen taugt nicht für den Hof. Er war ungezwungen und frei; er ſtand feſt auf dem glatten Boden. Er ſprach ohne Rückſichten, mit offenem Auge und ſtolzer Stirne. Die Hofleute lächelten über ihn, weil er bei dem Eintritte ſich nicht tief genug vor dem Monarchen gebeugt hatte. Aber dieſem gefiel dieſer Stolz, dieſes offene Auge, dieſe gerade Haltung, dieſe ſchöne Geſtalt. Er ſprach lange mit dem Grafen, und ſagte zum Hofkanzler nachher halb laut: „Ein ſehr kapabler junger Mann.“ Das Armeſünder-Geſicht zog den Hofkanzler nieder, er bückte ſich tief, und antwortete mit freundlichem Lächeln: „Ein hoffnungsvoller junger Kavalier.“ Nun ſtiegen die Stocks des Grafen. Die Höflinge fanden ihn allerliebſt und lächelten nicht mehr. Sie wollten nun auch ſo ſtolz, ſo frei, ſo offen aufſehen, als der Graf; aber der Major Eck, meinte, der Adler flöge dem Blitz entgegen, wenn

die Gänſe beim Wetterleuchten die Köpfe nur ſchnatternd erhöben.

Er iſt hübſch; er iſt ſehr hübſch; in ſeinem Auge liegt eine gutmüthige Schwärmerei, die ihn unendlich intereſſant macht. Aber der Hof iſt nicht ſeine Welt. Was wollte heute die Monarchin? Sie ſprach mit uns über eine halbe Stunde von ihm, und fixirte mich mit ihrem Blick. Er hat mich nicht mehr ausgezeichnet als andere; er iſt artig gegen alle.

Sie nimmt die Sache ernſtlicher, als ſie iſt. Ich ſoll ihm, behauptet ſie, vor allen Andern gefallen haben. Sein Blick ſoll nur allein auf mir geruht haben. Sie lachte laut auf, als ich roth ward und läugnete. Ich war einfältig genug, zu geſtehen, daß er mir gefiele. „Ich weiß alles," ſagte ſie, „laſſen Sie mich ſorgen, Sie ſollen mit mir

zufrieden ſeyn.“ Wofür will ſie ſorgen? Womit ſoll ich zufrieden ſeyn?

Abſcheulich! ſie hat mich ihm angetragen, ſie hat mich ihm beſtimmt angetragen. Aus den Reden des albernen Kammerjunkers läßt ſich die ganze Geſchichte zuſammen ſetzen. Er hat ihm, mit der vermaledeiten Hoffeinheit, den Wunſch der Monarchin zu erkennen geben müſſen, daß ſie es gern ſähe, wenn er ſich um meine Hand bewerbe. Und er hat mich ausgeſchlagen. Natürlich. Ein Mann, wie der Graf, kann keinem Mädchen ſein Herz ſchenken, das er nicht liebt, und er kennt mich nicht einmal; er weiß nichts von mir, als daß ich das unglückſeligſte Geſchöpf von der Welt, die erſte Hofdame, bin. Was muß der Graf von mir denken; muß er nicht, kann er nicht argwohnen, daß ich die Veranlaſſung zu dem entehrenden Auftrage des Kammerjunkers war? Erbärmliches Geſchöpf, ich! Ich darf ihm nicht ein-

mal ſagen, daß ich es nicht war, daß er mich nicht verachten ſolle. Aber ich ſehe ihr Spiel durch. Sie glaubt, daß ich ihr ein Herz rauben werde, das ihr ja doch nie gehörte. Sie wollte mich vom Hofe entfernen. Sie berechnete richtig, daß der Graf in dieſer Atmoſphäre nicht lange ausdauern, daß er den Hof bald meiden würde, und dann war ſie von der eingebildeten Gefahr meiner Nähe befreit. Dieß war ihr Zweck; die Mittel waren ihr gleich. Der Kammerjunker war das elende Werkzeug, und ihrem kalten Herzen ward es leicht, meine Ehre, meinen Ruf unter dem meuchelmörderiſchen Dolchſtoße verbluten zu ſehen. Nein, ich tauge nicht für die Hofwelt. Mein guter Vater wollte mir den höchſten irdiſchen Glanz dieſer Erde erkaufen. Ich habe meine Ruhe, das Gefühl meiner Selbſt hingegeben, und tauſendfachen Jammer dafür eingetauſcht. Aber ich will es enden dieſes Verhältniß, das von Anbeginn keinen Reiz für mich haben konnte, und

ſollte mein Entſchluß auch die Exiſtenz meines ganzen Seins koſten; ich habe ihn feſt gefaßt, und ich werde ihn ausführen.

Es iſt geſchehen. Sie war überraſcht, als ich ſie um meine Entlaſſung bat, aber ſie willigte mit ſichtbarer Freude ein. Hat ſie doch ihren Zweck erreicht und ich den meinigen.

Ich frage mich oft, ob ich nicht zu ſchnell handelte. So erbärmlich glaubte ich die Menſchen nicht. Es fragt mich alles, warum ich es gethan, und keiner kann begreifen, daß ein Herz, wie das meinige, in jenen ſeelenloſen Kreiſen des äußern Schimmerglanzes und der kalten Hoffarth, nie heimiſch werden konnte. Die Menſchen umſchleichen mich, als hätt' ich ein Verbrechen begangen; ſie belauſchen jede meiner frühern Handlungen, und wollen in einer wenigſtens den Grund finden, warum ich den ſtillen Kreis der Meinigen jener ſtolzen Pracht vorzog. Sie wen-

den ſich von mir; ich laſſe ſie in Frieden ziehen, ſie verſtehen mich nicht. Nur die Kinder greifen nach den Aepfeln, die mit Goldſchaum geziert am flimmernden Chriſtbaume hängen. Die Goldbarren des wahren Lebensglücks liegen tief verſenkt in meinem Gemüth. Ich bin ruhig und glücklich.

Der Graf war da. Ich fühlte mich ſonderbar erſchüttert, als er in die Laube trat. Er wünſchte mir Glück, den Hof mit der Natur vertauſcht zu haben, er ſetzte ſchmeichelnd hinzu, daß die Natur bei dieſem Tauſche gewonnen. Heute erſt — dort nicht, in jenen ſteifen Courzirkeln — heute erſt lernte ich den Grafen näher kennen, und bewunderte mit ſtillem Staunen die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Reichthum ſeines Gefühls. In ſeinen Augen hatte ich nicht verloren. Ich fühlte, daß ich gewonnen hatte. Er begegnete mir mit zarter Achtung, mit ſchonender Aufmerkſamkeit. Ach, es that mir

unausſprechlich wohl, von ihm nicht verkannt zu werden. Er verſicherte mich ſeiner Theilnahme; ſie erwärmte mein Herz. Er zog mich an ſich, ohne daß ich es wußte; aber ich ſträubte mich nicht. Seine Sanftheit, ſeine ſtrenge Sittlichkeit, — doch, hat mich nicht ſein angenehmes Aeußere, ſeine ſchöne Figur beſtochen, ihm unwillkührlich eine Lobrede zu halten?

Der Graf war wieder da! Heute fröhlicher, unbefangener, herzlicher. Sein Blick weilte mit Wohlgefallen auf mir. Ich las in ſeinem Auge etwas, das mich aufregte, das mir das Blut in die Wangen jagte und das Herz höher hob. In ſeinem Betragen lag eine feine Auszeichnung, ein Entgegenkommen, das mich von jedem andern Manne in Verlegenheit geſetzt haben würde; bei ihm nicht. Er ſchloß mein Innerſtes ſich auf. Er ſprach über tauſend Dinge, und wußte jedem ein Intereſſe zu geben. Er ergriff

im Feuer ſeiner Rede meine Hand, ich ließ ſie ihm willig, ohne etwas deutlich dabei zu denken; der Onkel ſah mich bedeutend an, ich zog die Hand erröthend zurück. Der Onkel lächelte, der Graf ſchien weder das Lächeln des Onkels, noch mein Erröthen zu bemerken; er fuhr im Geſpräch fort, und ich ärgerte mich, daß ich roth geworden war, und daß ich die Hand zurück gezogen hatte.

Er liebt mich; ich glaube, er liebt mich. Er ging heute mit mir allein im Garten. Die Sonne ſenkte ſich hinter den blauen Gebirgen des Horizontes hinab, und vergoldete die Gipfel der Felſen mit ihrem prächtigen Abendroth. Er ſtand ſinnend vor dem feierlichen Schauſpiel, zog meine Hand an ſeine Lippen, ſahe mir mit Liebe unter die Augen, und drückte mir, im ſtillen Erguß ſeiner Empfindungen, die Hand. Ich glaube ich drückte ſie ihm wieder; da umſchlang er mich, und rief, ſeiner vergeſſend: „wo Liebe

im Herzen wohnt, behält die Schönheit der Natur ihre Rechte.“ Die Tante kam aus dem Seitengange und lächelte bedeutend über die seltsame Gruppe. Ich mußte den ganzen Abend die Ausfälle ihres Scherzes hören, und ich hörte sie gern, denn sie erinnerten mich an den Augenblick, welcher der süßeste meines Lebens war. Meine einzige Besorgniß ist, daß ich seiner Liebe nicht werth bin. Er ist besser, edler als ich; in seiner Seele ist kein Flecken; in seiner Brust wohnt das tiefste Gefühl für Natur und Religion. Er kennt kein Falsch, sein Herz ist lauter, wie Krystall. Ich bin nicht so rein, so makellos. Der Hof hatte mich verdorben, aber ich will besser werden. Ich will werden, wie er, und an seinem Herzen werde ich die Glücklichste seyn unter der Sonne.

Er hat mich getäuscht! Doch nein! Er nicht! Ich habe mich getäuscht! Thereſe ist die Glückliche, die sein Herz gewon-

nen hat, die das Leben mit ihm theilt. Sie will meine Freundin ſeyn; ſie hat um meinen Umgang, um meine Liebe gebeten. Eine ſchwere, faſt unerfüllbare Bitte. Thereſe iſt ſchön, ſie iſt liebenswürdig; ſie kann beſſer ſeyn, als ich. Aber nein, mehr lieben kann ſie ihn nicht! Das Wort iſt heraus, und warum ſoll ich meinem armen Herzen, dem alles geraubt iſt, nicht die einzige Freude gönnen, mich zum Vertrauten zu haben. Ja, ich liebte ihn; ich träumte mir ſchöne Hoffnungen, und ſie ſind auf ewig geſchwunden. Ich habe alles verloren. Jetzt iſt kein Erſatz für mich denkbar. Ich ſoll ſie lieben, Thereſen lieben, die ſich zwiſchen mich und ihn ſtellt. Eine Aufgabe, die für meine Kräfte zu ſtark iſt. Liebe läßt ſich nicht gebieten, auch Freundſchaft nicht. Ich ſollte ſie haſſen, allein ſie kann ja nicht dafür. Sie hatte frühere Rechte auf ihn; ſie weiß es ja nicht, daß mein Herz im Stillen verblutet. Ich will mich ſtark machen, ich will

ihre Freundin ſcheinen, ich will den Schmerz, der mich langſam tödtet, in ſtummer Verzweiflung dulden. Nun blüht keine Freude für mich mehr. Als er mir an jenem Abend die Hand ſo herzlich drückte, da ſank die Sonne meines Lebens hinter die Vorgebirge meiner ſtillen Hoffnungen, und ſie kehrt nie wieder zurück. Es wird Nacht um mich bleiben, ewig dunkle, kalte Nacht. Schreckliches, freudenloſes Leben! Aber ich habe es nicht verſchuldet. Der, der meine Tage zählte, weiß auch ihr Ende; bis dahin will ich ausharren, ohne Klagen, ohne Murren.

Ich ſoll mit. Soll das glückliche Paar auf das Land begleiten; ſoll täglich ſehen, wie die Liebenden im Zauber des Genuſſes nur ſich einander gehören, und die ganze übrige Welt vergeſſend, ihr Paradies pflegen und bauen; ich ſoll der einzige ſtille Zeuge ihrer ſeeligen Tage ſeyn, und Thereſe will vor meinem Auge den Mann mit zarter Lie-

be umfangen, der meinem Herzen das theuerſte war. Nein, das kann ich nicht! Ich kann es nicht! Und doch habe ich zugeſagt, denn er, ſagte Thereſe, wünſcht recht herzlich, daß ich ſie begleite. Er wünſcht es, es iſt ſein erſter Wunſch, den ich ihm erfüllen kann, und doch wird er mir ſo ſchwer; er kennt den Jammer meiner Leiden nicht. Er weiß, er ahnet nicht, mit welcher namenloſen Treue ich ihn liebe. Vielleicht — wir werden uns täglich ſehen. Seinem Blicke wird mein tiefer Kummer nicht entgehen; er wird in die Tiefe meiner Geheimniſſe dringen, und mich dann wenigſtens bemitleiden. Unglückliche! Zertretene! Daß du mit dem Mitleid der Freundſchaft Dich begnügen willſt, wo Dein glühendes Herz Liebe fordert. Und wenn er nun die furchtbare Entdeckung gemacht, was gewinne ich dadurch? wird er glücklicher, wenn er ſich von Beiden geliebt weiß? Thereſe oder ich, eine ſteht dann auf der Spitze, und was hat

mir Thereſe gethan, das engelreine Weſen, das einen Himmel voll Liebe im Buſen trägt! Doch es ſoll ſeyn. Ich habe mich lange geweigert. Sie drang in mich; er wünſcht es; ich komme — aber es wäre vielleicht beſſer, ich käme nicht.

Sie ſind ſo glücklich, ich nicht, ich kann es nie werden. Jeder Tag macht mich elender. Ich habe nur ihn geliebt. Mein Herz kann keinem andern gehören. Er weiß es nicht, er ſoll es nie erfahren. Ich will meinen Schmerz tief in mich verſenken, und den Grabſtein der Vergeſſenheit darauf wälzen. Vergeſſen? Nein, das kann ich nicht; ich ſehe ihn ja täglich; und wenn ich tauſend Meilen von ihm wäre, ſo würde ſein Bild ewig lebendig vor meiner Seele ſtehen.

Hab' ich doch keine Sünde begangen, und ich werde geſtraft, als die gemeinſte Verbrecherin; denn unglücklicher als ich, iſt Niemand auf der Welt. Der Anblick ihres

Glücks verzehrt mein Innerſtes, und ich muß lächeln und freundlich ausſehen, und darf nicht ſagen, daß ich krank, daß ich ſehr krank bin. Kein Arzt kann mir helfen, kein Gott!

Wenn ich Thereſen nur haſſen könnte, ſo hätte das Gift meiner Seele doch wenigſtens eine Nahrung. Aber ſie iſt ſo gut, ſo himmliſch gut, daß ich ſie wider meinen Willen lieben muß. Allen Uibeln ſetzt die Zeit ein Ziel, dem meinigen nur Geduld.

Ich wollte ſterben. Ich ging dem Gewitter entgegen, ich flehte den Himmel an, daß er ſeine Blitze herabſchleudere und mich zermalme. Dicht neben mir fiel das Feuer aus den ſchwarzen Wolken nieder. O, wäre ich doch noch einige Schritte vorwärts gegangen, ſo hätte meine Quaal geendet. Aber ich ſoll leben. Ich ſoll? wer zwingt mich? wo iſt der Arm, der ſich mir entgegenſtellt, wenn ich will?

Ich habe das Gift gefunden, das Thereſe ſich hat kommen laſſen, um die armen Fliegen aus der Welt zu ſchaffen, die uns den ganzen Tag beläſtigen. Meine innern Furien plagen mich mehr; ich will ſie ertödten, dann hab' ich Ruh im Grabe. Ich fürchte den Tod nicht, er iſt mir ein willkommener Freund; die Federkraft meiner Stärke iſt zerſchmolzen, ich ertrage den Anblick nicht länger, die Liebenden glücklich zu ſehen. Ihren Hochgenuß will ich nicht ſtören. Ich will mich zurückziehen in den ſtillen Winkel meines Grabes. Die Welt iſt mir, ich bin der Welt nichts mehr werth. Sie werden weinen um mich, denn ſie ſind mir gut; aber das ſüße Glück ihrer Liebe wird ihnen bald ihre Thränen trocknen, und ſie werden mich vergeſſen.

Das Gift iſt in der Limonade. Nur einen herzhaften Schluck und der große Schritt in jene ferne Welt iſt geſchehen. Mich ſchaudert. Die Limonade iſt trübe.

Der Weg iſt dunkel, mein Herz bebt, zwei Mal habe ich ſchon den Becher an die Lippen geſetzt. Es überfällt mich eine Angſt. Ich wollte noch an Thereſe und Herrmann ſchreiben, aber ich kann nicht, die Hand zittert mir. Ich will noch einmal hinunter in den Garten; ich will mir Muth und Stärke erflehen, meine Seele dem empfehlen, der Blumen und Gifte ſchuf; vom Gebete geſtärkt will ich dann trinken und ſterben.

Großer Gott, was iſt geſchehen, der Giftbecher iſt geleert. Thereſe iſt krank, ſie kann nicht ſprechen, der Schmerz zerreißt ihr Innerſtes. Charlotte behauptet, die Limonade weggegoſſen zu haben, weil ſie wolkig nnd unrein ausgeſehen habe, und dieß iſt meine einzige Beruhigung. Ich glaubte im erſten Schreck, Thereſe ſey in meinem Zimmer geweſen, und habe, um ſich zu kühlen, Limonade getrunken.

Es iſt ſo, es muß ſo ſeyn! Thereſe iſt todt, noch im letzten Augenblicke ihres Lebens klagte ſie mich als ihre Mörderin an. Dort liegt die Schiefertafel, auf der ſie mit ſterbender Hand das Wort Gift niederſchrieb. Charlotten habe ich wieder gefragt; ſie behauptet das Glas ausgegoſſen zu haben, doch, ſetzt ſie hinzu, ſei es nur halb voll geweſen. Beſtimmt war Thereſe auf meinem Zimmer, während ich im Garten betete, und trank die Hälfte des Giftes. Ich habe gemordet, ich habe dem Grafen ſein Liebſtes geraubt, ich habe beide elend gemacht. O, hätte ich doch nie gelebt! Der Rächer der Welt will nicht, daß ich ſterben ſoll, ſonſt hätte er mich mit ſeinem Blitze erſchlagen, ſonſt hätte er mich das Gift trinken laſſen. So will ich denn leben, mir zu meiner Strafe leben, und jede Stunde, jeder Tag ſoll den Jammer mehren, der meine Bruſt zerfoltert. Mein innerer Gott iſt von mir ge-

wichen, nun habe ich keinen Frieden mehr auf dieſer Welt.

Ich kann nicht weinen. Gott iſt ſo grauſam gegen mich, daß er mir ſelbſt die Linderung der Thränen verſagt. Es iſt alles eiskalt; der Arzt nannte mich eine Verworfene. Nein, das bin ich nicht! ich wollte ſie ja nicht morden, mir galt das Gift. Ihr Geiſt ſchwebt unter den Verklärten. Sie weiß jetzt meine geheimſte That. Thereſe, Du ſtehſt vielleicht in dieſem Augenblick unſichtbar vor mir, Du ſchaueſt in die Tiefe meines Herzens; Du wirſt es öde und erſtarrt finden, aber der Vorſatz, Dein ſchönes Leben zu kürzen, war bei Gott und allen Heiligen nie in meiner Seele. Ich habe Deine Hülle geſchmückt, an Deinem Sarge habe ich drei Tage und drei Nächte gewacht. Zum einzigen Andenken meines unnennbaren Unglücks nahm ich von Deinem Finger den Trauring. Den kleinen Raub hat niemand

bemerkt, ich war allein im Zimmer und kurz darauf wurde der Sarg geſchloſſen.

Dieſen Ring will ich mitnehmen und den Schlüſſel zu deiner Gruft. Der Ring war das Symbol deiner reinen Treue. Warſt Du nicht, Thereſe, ſo trüg' ich vielleicht dieſen Ring; jetzt biſt Du nicht mehr, jetzt laß mich ihn tragen! Aber nur, um mich an meinen unerſetzlichen Verluſt täglich zu erinnern. Und wird mir das Leben, mit dem mich der Herr des Lebens ſtraft, zu ſchwer; ſo ſoll mir Dein Gruftſchlüſſel die ſtille Wohnung Deines Friedens öffnen, und an Deinem Sarge will ich mir Ruhe und Muth erflehen.

Ich habe dem Grafen Lebewohl geſagt, ich darf ihn nie wiederſehen. Ich will in ferner Stille leben, und meinem verzehrenden Gram mich willig Preis geben. Vielleicht endet er bald meine Leiden.

Was iſt das? Welche neue Pein drängt ſich mir an das Herz. In Charlottens Zimmer finde ich von Bollmann, dem Kammerdiener des Grafen, den Brief, den ich in der Schnelle copire, um ſie meinen Fund nicht merken zu laſſen; denn ich ſoll nicht wiſſen, daß Bollmann ſie liebt.

„„Mit unſerm armen Herrn wird es alle Tage ſchlimmer; ich weiß nicht mehr, was wir machen ſollen; auch den Herrn Sekretair wird ganz angſt und bange dabei. Sein einziges Geſchäft iſt, daß er tagtäglich an die Frau Gräfinn ſchreibt. — Heute früh, als ich in ſeinem Zimmer aufräumte und er im Kabinet noch ſchlief, las ich, was er dieſe Nacht an die Frau Gräfinn geſchrieben hatte, und da es deine Baroneſſe betrifft, ſo ſchrieb ich mir es geſchwind ab, und ſchicke es dir auf beiliegenden Blättchen. Das wäre doch kurios, wenn der Graf und deine Baroneſſe noch ein Pärchen würden; für uns wäre das gar nicht übel, denn dann ſtände unſerm

Glück gewiß auch nichts mehr im Wege, und gewiß würde mein Herr an deiner Baroneſſe den beſten Erſatz finden, und die ſeelige Frau Gräfinn war deiner Herrſchaft immer ja ſehr gut, ſo daß ſie gewiß hat Nina ſagen wollen, wie das dumme Gewitter dazwiſchen gekommen iſt.““

Abſchrift.

„„Lange ſchon habe ich etwas auf dem Herzen, Thereſe! Gieb mir darüber Aufſchluß, wenn Du kannſt! An jenem Gewitterabende wollteſt Du mir zwei Wünſche, erſt nach Deinem Tode erfüllbar, vertrauen. Den erſten, die Beiſetzung Deiner Hülle in der Familien-Gruft, habe ich leider ſchon erfüllen müſſen. Im Ausſpruche des zweiten unterbrach uns der ſchreckliche Blitz, der die Linde in dem Garten zerſchmetterte. Du legteſt kurz zuvor Deinen Mund an meine Wangen und lispelteſt leiſe: „Und nun wünſche ich noch etwas; heirathe nach meinem Tode N —“

Was wollteſt Du damit ſagen, Thereſe! Ich habe mir oft den Sinn dieſes N. zerlegt; jeder Deiner Wünſche war mir von jeher heilig; und dieſer war der letzte Deines ſchönen Lebens. Du willſt mir ein Jahr nach deinem Tode erſcheinen. Thue das, o, thue das, meine einzige, meine verklärte Thereſe, und dann ſprich jenen Wunſch aus, wenn er noch in deiner Seele ruht.“ “

Auch ich zerlege mir den Sinn dieſes N. in heimlicher Bangigkeit. Nur zweierlei konnte Thereſe ſagen wollen: heirathe nach meinem Tode Nina, oder heirathe nach meinem Tode nicht wieder. In des Grafen Seele könnt' ich einen großen Blick thun, wenn ich das Original ſeines Briefes zu leſen bekommen könnte. Hat er, wie die Abſchrift des Kammerdieners lautet, N. geſchrieben, ſo deutet dieſer Zug ſeiner Feder auf den Zug ſeines Herzens. Aus Thereſens Hand würde er mich empfangen, und mich glücklich machen. Ich wollte ihm ſeinen

Kummer zerſtreuen. Thereſe ſollte, als Genius jener lichtern Welt uns mit ihren Tugenden umſchweben, uns die Seeligkeit ihrer Himmel ſchenken; in meiner Liebe ſollte Herrmann eine zweite Thereſe finden, an meiner Seite ſollte die Erde ihm wieder zum Paradieſe entblühen; unter dem Kuſſe meiner zärtlichſten Treue ſollte ſein erkaltetes Herz ſich wieder erwärmen. Thereſe wollte mir wohl, ſie liebte mich ſchweſterlich. Sie kannte das frühere Verhältniß zwiſchen mir und dem Grafen; ſie wußte, daß er mir wenigſtens gut geweſen war. Alle dieſe Gefühle mußten ſich auch in des Grafen Feder geſchlichen haben, wenn er dieſes N. ſchrieb. Und doch — ſollte Thereſe das „nicht wieder„ auf den Lippen gehabt haben? Der Graf iſt ungewiß, tauſendmal mehr bin ich es. Sie will ihm erſcheinen. Gute ſchwärmeriſche Thereſe, Du kannteſt die eiſernen Feſſeln des Todes noch nicht. Der Weg zu jenſeits geht nie rückwärts. Noch keinem

Sterblichen gelang es, ihn zu finden. O kommſt Du, Thereſe, aus Deinen Fernen zu mir herüber, ſo rathe mir, ſprich, was ich thun ſoll, das Herz deines Herrmanns zu gewinnen! Er ſoll darum Dir nicht untreu werden. Du ſollſt ihn nicht verlieren, wir beide wollen Dich lieben.

Sonderbar! Geſtern bin ich hier in der Reſidenz angekommen und heute trifft der Graf ein. Der Fürſt Auguſt ſagte, daß der Graf ihm nach vielem Zureden das Wort gegeben, auf der Maskerade zu erſcheinen. Der Graf weiß nicht, daß ich hier bin. Ich werde ihn übermorgen bei dem Fürſten treffen. In wenigen Wochen iſt es ein Jahr, daß Thereſe ſtarb. Er ſoll bleich und krank ausſehen, der Kummer hat ſein Leben gewölkt. Der Quell ſeiner Freuden, Thereſe, liegt im Grabe. Er wird vergehen, wenn ihn ein liebender Arm nicht hält. Sein Herz bedarf der Liebe, wenn es unter der

Pein der Einſamkeit nicht auch endlich zu ſchlagen aufhören ſoll. Ich kann, ich will ihn retten. Ich habe keinen Vertrauten, der ihm meine glühende Liebe erzählen kann. Thereſe ſoll meine Brautwerberin ſeyn. Ich betrüge ihn, aber es iſt ein ſchuldloſer Betrug, der den Grafen vom Jammer ſeiner freudenloſen Exiſtenz rettet, ihm ein treues Weib in die Arme führt, ihm Thereſens Lücke füllt, und meinem Daſeyn einen glücklichen Zweck giebt. Thereſe war einen Kopf größer, wie ich. Wenn ich mir einen Todtenkopf aufſetze, ſo gewinne ich ihre Figur; ihr-Todtenſchmuck ſoll meine Maskenkleidung ſeyn, und Thereſens Trauring der Talismann, der ſeinen letzten Zweifel hebt. Die Blumen, die an ihrer Bruſt im Sarge vermoderten, ſollen friſch an der meinigen blühen, und ich will ſie ihren Manen in der Gruft opfern, wenn ich den Grafen geſprochen. Ich will ſeinen Willen nicht binden, ich will ihn nicht abſolut verpflichten,

mir ſeine verwaiſ'te Hand zu geben; aber ich will ihm ſagen, daß Nina ihn liebt, daß Nina Thereſens treuſte und letzte Freundinn war. Dann mag er ſich im Geheim berathen, und entſcheidet er ſich für meine Wahl, ſo ſoll meine zärtlichſte Liebe ſein glücklichſter Lohn ſeyn. Die Zeit iſt kurz; raſch an das Werk!

Es iſt alles fehl geſchlagen, der Anblick des Todtenkopfes erſchütterte den Grafen heftiger, als ich vermuthete. Er ſtürzte zuſammen; ihm ſchwanden die Sinne, ehe ich Thereſens Wunſch ihm verlautbart hatte. Mir ward bange. Ich fühlte mich tief erſchüttert. Ich fürchtete ein allgemeines Aufſehen. Ich mußte fliehen, ehe er erwachte. Die Liebe zu Herrmann hat mich zu einer Unbeſonnenheit verleitet, die von ſchrecklichen Folgen ſeyn kann, welche ich nicht berechnen konnte. Der Graf iſt krank. Gott! eine ſchreckliche Angſt zerreißt mir das Herz.

Er iſt todt, er iſt todt! und ich lebe noch. Thereſe und Herrmann todt! — und ich lebe noch. Großer barmherziger Gott, wirf mich hinab in die Hölle, in die ewige Verdammniß! Ich winde verzweiflungsvoll die Hände zu Dir hinauf. Ende, Allgütiger, ende!

So weit die verſprochenen Auszüge.

Nina ſtarb ein halbes Jahr ſpäter, wahrſcheinlich an genommenem Gifte. Unter ihrem Nachlaß fand man das Geheim-Buch, in welches ſie täglich ihre Bemerkungen einzutragen gewohnt geweſen war. Ich habe nur das daraus mitgetheilt, was mit dem Aufſchluß der Begebenheiten des Grafen und der Gräfinn im Bezug ſtand.

Zufällig hatte ich Gelegenheit, den Kammerdiener des Grafen perſönlich kennen zu lernen. Ich ſprach ausführlich mit ihm über dieſe Geſchichte, und fragte ihn vorzüglich, ob er wirklich damals, als der Sarg

der Gräfinn gleich nach ihrem Tode, bei der Beiſetzung in der Gruft geöffnet worden war, den Trauring an ihrem Finger bemerkt habe. Er geſtand, daß er, als der Major von Eck mit ihm den Sarg zum zweiten Male geöffnet habe, dieſen Umſtand hätte mit einem Eide bekräftigen wollen. Allein wenn er wirklich hätte ſchwören ſollen, wär' er doch nicht im Stande geweſen, einen körperlichen Eid darauf abzulegen, weil er ſich nicht ganz genau darauf beſinnen könne. Der gute Mann hatte ſich auf jeden Fall geirrt.

Die übrigen Umſtände dieſer leider ganz wahren Geſchichte ergeben ſich dem aufmerkſamen Leſer von ſelbſt.

Dresden, gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Inhalt.

Das Raubschloß. (Aufschluß) Seite 169

Die Reise aus dem Lager " 179

Der Giftmord " " 243

Verfehlte Liebe " " 269

Von A. Apel, H. Clauren, Th. Hell, Fr. Kind, Fr. Laun, W. A. Lindau, Karl Streckfuß, und Gustav Schilling sind folgende Schriften bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

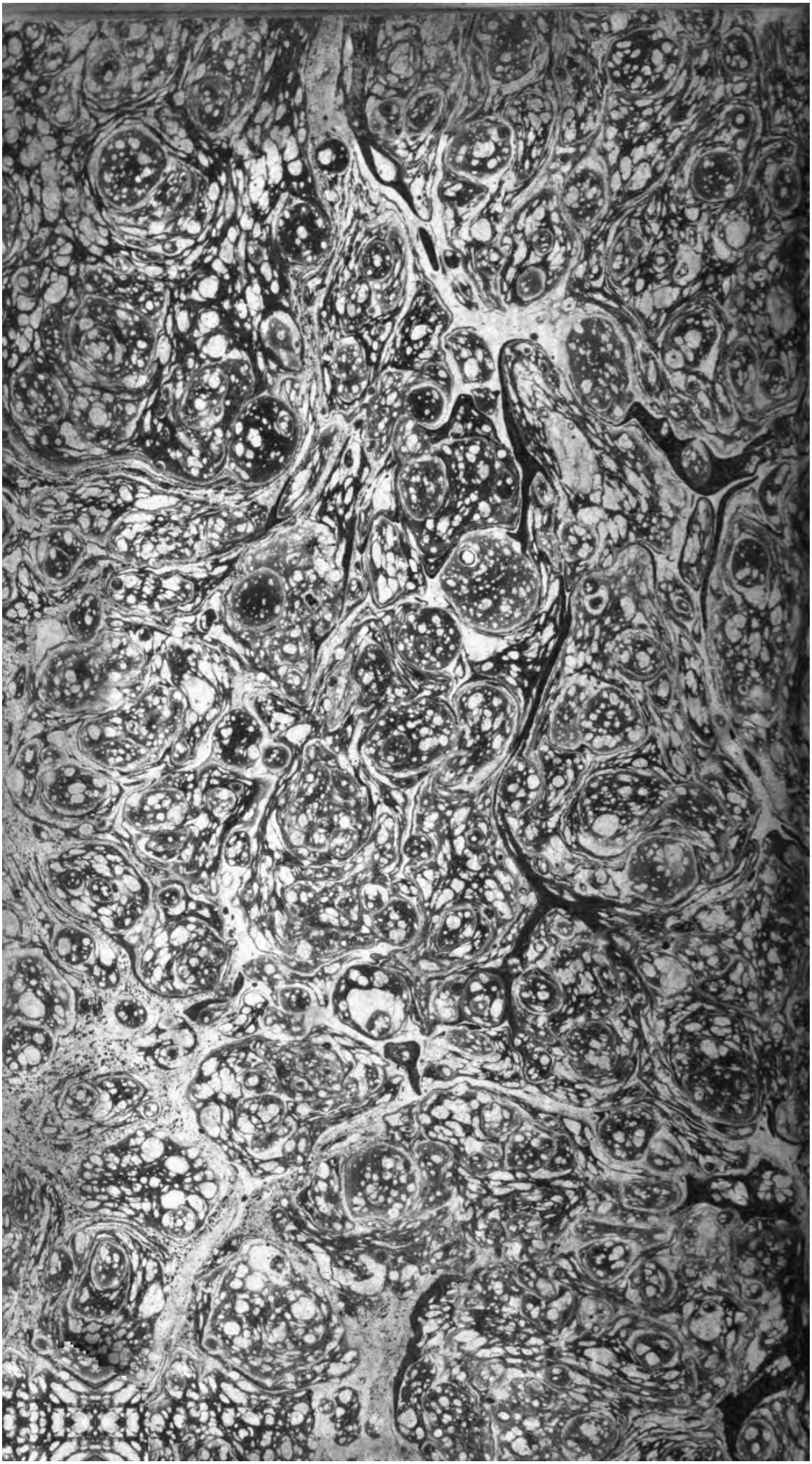
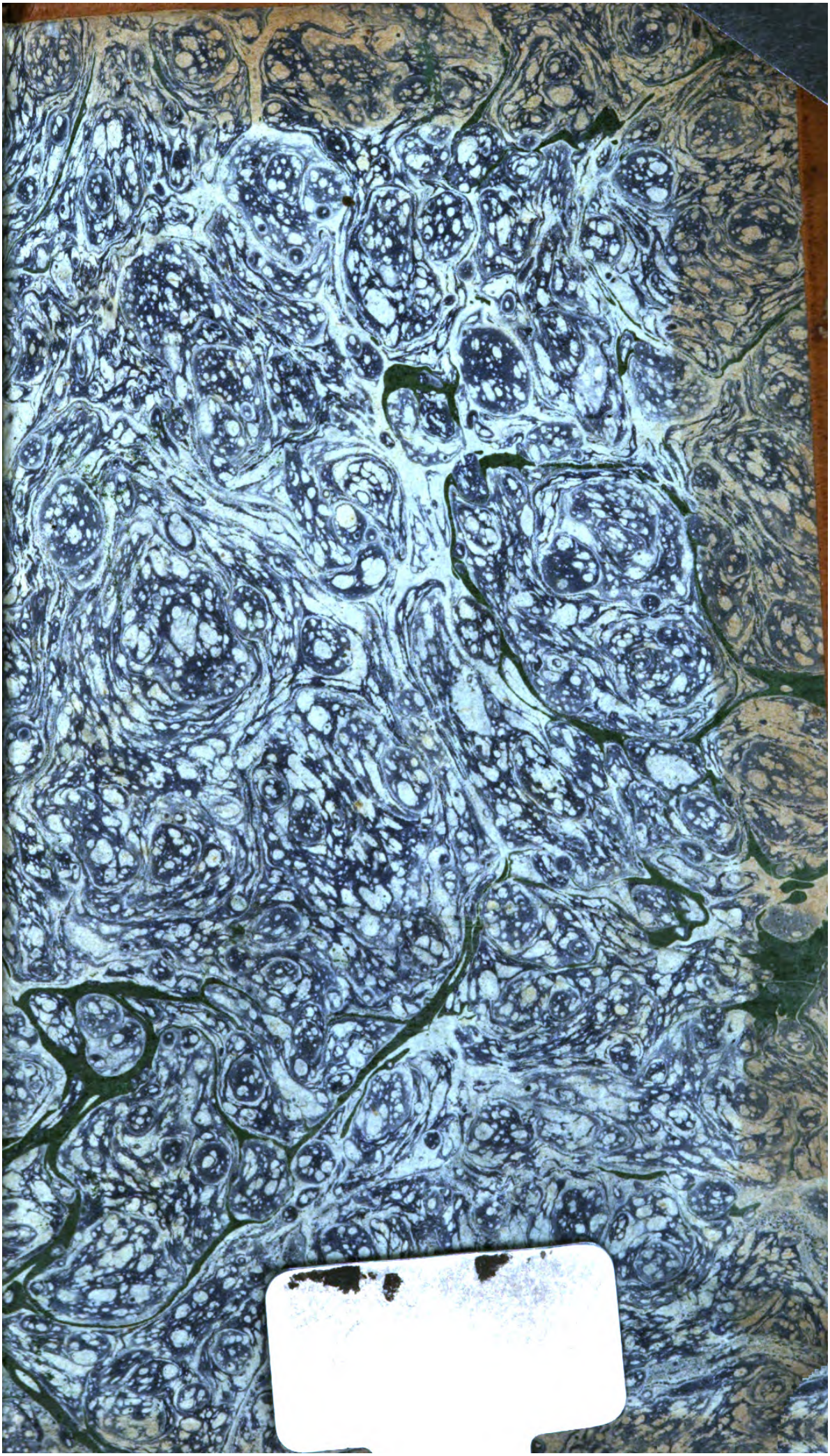
Apel, A., Kunz von Kaufungen. Trauerspiel. 20 gr.
— — Die Aitolier. Tragödie. 1 thlr.
Anaelika oder der Tochter Opfer. Drama von Th. Hell 1812. gr. 8. 20 gr.
Zwei Bräute für einen Mann, von Fr. Laun. 1809. 8. 2te Aufl. 1 thlr.
H. Clauren Lustspiele 2 Theile 1817. Inh. 1) der Brauttanz, 2) Folgen eines Maskenballes, 3) der Abend im Posthause 4) das Doppelduell 2 thlr. 6 gr.
H. Clauren Scherz und Ernst, in Erzählungen. 2 Theile. 1818. Schweizerp. 1 thlr. 18 gr.
Die Gevatterschaft, von F. Laun. 8. Neue wohlf. Ausg. 1808. 1 thlr.
Germanikus. Trauerspiel des Arnault, übersetzt von Th. Hell. 1817. 12 gr.
Historien ohne Titel, von Fr. Laun. 2 Theile. 8 2te wohlf. Ausg. 1808. 1 thlr. 18 gr.
Fr. Laun's Schauspiele, enth. das Hochzeitgeschenk und Gabriele d'Estrées. 8. broch. 1 thlr. 8 gr.
W. A. Lindau Lebensbilder. 2 Theile. 1817. 1 thlr. 12 gr.
Reisen und Irrthümer eines Heirathslustigen, von Fr. Laun. 2 Thle. 8. 2te Aufl. 1809. 1 thlr. 8 gr.
Karl Streckfuß Erzählungen. 1812. 1 thlr.
Der Mantel. Drei Erzählungen von Fr. Laun, C. Streckfuß und G. Schilling. 1813. 1 thlr. 6 gr.

Das Geſpenſt. Drei Erzählungen von Fr. Kind, Fr. Laun und G. Schilling. 8. Schrbp. 1814. 1 thlr. 6 gr.

Ich und meine Frau. Drei Erzählungen von Fr. Laun, W. A. Lindau und G. Schilling 1815. 1 thlr. 6 gr.

Schilling, G., ſämmtliche Schriften. Erſte Lieferung oder 1 — 6. Bd. 8. 6 thlr. Zweite Lieferung 7 — 12. Bd. 8. 6 thlr. Dritte Lieferung 13 — 18. Bd. 6 thlr. Vierte Lieferung 19 — 24. Bd. 6 thlr. Fünfte Lieferung 25 — 30. Bd. 6 thlr. Sechſte Lieferung 31 — 36. Bd. 6 thlr. Siebente Lieferung 37 — 42 Bd. 6 thlr. Achte Lieferung 43 — 46r Bd. 4 thlr.

Es iſt darin enthalten: das Weib wie es iſt. 1 thlr. 8 gr. Die Ignoranten. 3 Theile. 3te verb. Aufl. 3 thlr. Der Liebesdienſt 4 Theile. 4 thlr. Die ſchöne Sibille. 2 Theile. 2te verb. Aufl. 2 thlr. Bagatellen von Z. Kuckuk. 2te verb. Aufl. 1 thlr. Erzählungen 4 Theile 4 thlr. Geſchichten. 3 Theile. 3 thlr. Irrlichter. 3 Theile. 3 thlr. Abendgenoſſen. 2 Theile. 2te aus 3 in 2 Theile verwandelte Aufl. 2 thlr. 8 gr. Das Orakel oder drei Tage aus Magdalenens Leben. 21. gr. Laura im Bade 2 Theile. 1 thlr. 18 gr. Der Beichtvater, 2te aus 2 in einen Band zuſammen gedrängte Aufl. 1 thlr. 6 gr. Die Saat des Böſen. 2 Theile. 1 thlr. 18 gr. Clärchens Geſtändniſſe. 2te aus 3 in 1 Band zuſammen gedrängte Aufl. 1 thlr. 6 gr. Die Wunderapotheke 1 thlr. Der Weihnachtabend 2te verb. Aufl. 21 gr. Die Neuntödter 21 gr. Die Geiſter des Erzgebirges 1 thlr. Flecken 2 Theile. 2 thlr. 6 gr. Gottholds Abenteuer 2te Aufl. 2 Theile 2 thlr. 4 gr. Wallmann der Schütze 21 gr. Die Nachwehen 18 gr. Freudengeiſter 21 gr. Die Bedrängten 1 thlr. 8 gr. Der Roman im Romane 2 Theile 2te Aufl. 2 thlr. Die Heimſuchung 21 gr. Blätter aus dem Buche der Vorzeit 1 thlr. 3 gr.

68696300

1151